

Thriller-Serie

SASCHA EHLERTs

# COMPLEX WEST

DU WEISST NIE, WER NOCH DARIN LEBT...



»Heimkehr«

Sascha Ehlert



TITUS  
VERLAG



---

**TITUS**  
VERLAG

## **Die Serie**

In Complex West, einem Gebäudekomplex in Fishkill, New York, verknüpfen sich die Schicksale der Bewohner auf merkwürdige Weise. Ohne es zu ahnen, mischen sich die Gefühle und Erlebnisse zu einer Mixtur aus Angst, Hoffnung, Wahnsinn und Hass. Welches Geheimnis birgt das alte Gemäuer? Und was hat der Hausmeister Samuel Gillager mit all dem zu tun?

Jede Episode aus »**Complex West**« erzählt die Geschichte aus der Sicht eines Bewohners oder Besuchers und entführt den Leser immer wieder aufs Neue in die Abgründe der menschlichen Seele.

## **Das Buch**

Die Heimkehr von Steve Gooding wird zu einem Albtraum. Aber was erwartet ihn in Complex West?

Unweit davon entfernt lebt Matthew mit Will, die keine gewöhnliche Wohngemeinschaft bilden.

Eines Tages findet Bobby Jones eine Leiche in seiner Wohnung, und es stellt sich ihm eine wichtige Frage: Wo ist seine Frau?

Hat das Trauma der Japanerin Aiko, die drei Stockwerke darüber lebt, damit etwas zu tun?

Und weswegen ist das junge, verliebte Paar, Jill und Dan, im nahen Wald von Complex West in Gefahr?

## **Das Autorenteam**

Das Konzept für die Serie wurde in Zusammenarbeit von Sascha Ehlert und José Antonio Martín Vilchez ausgearbeitet. Die Zusammenhänge und Verstrickungen haben die Autoren des Titus Verlag mit Sorgfalt und dem Auge für das große Ganze der Serie geschaffen. Jeder Autor hatte bereits diverse Veröffentlichungen auf verschiedenen Gebieten und konnte mit seinen Fähigkeiten diese Thriller-Serie bereichern.

Weitere Informationen im Internet unter [www.titus-verlag.de](http://www.titus-verlag.de)  
oder auf der Webseite des Autors [www.complexwest.de](http://www.complexwest.de)

## PROLOG

Ich begrüße Sie herzlichst in unserem kleinen Reich in ›Complex West. Es unterscheidet sich eigentlich nicht von der Welt dort draußen. Der Welt, die Sie kennen.

Bei uns findet man in fast jeder Etage ebenfalls Liebe und Hass, Leben und Tod, das Grauen ..., Schmerz ... und Wahnsinn. Im Grunde alles wie immer. Nur, dass wir hier jeden Tag und auf engstem Raum damit zu kämpfen haben. Unser beschaulicher Wohnkomplex zieht all das an, was Sie sonst weit von sich weisen würden.

Vielleicht zieht er es an, weil das Gebäude nicht immer ein Wohnkomplex gewesen ist. Wer weiß das schon ...?

*Samuel Gillager, geboren im Jahr 1933, Hausmeister*

# Complex West

Heimkehr

von

Sascha Ehlert



**TITUS**  
VERLAG

Viele Jahre hatte es gedauert, bis ich meinen Entschluss in die Tat umsetzen wollte. In der ganzen Zeit wusste ich, dass ich es tun würde. Ich hatte keine Wahl. Es war in mir. Tief in mir. Doch verlangte es mir einiges an Überwindung und Mut ab, mich schließlich auf den Weg nach Fishkill zu machen.

Fishkill. Wenn ich zuvor den Namen dieser Stadt gehört hatte, wurden augenblicklich Gefühle der Angst in mir ausgelöst. Kalter Schweiß war mir dann den Rücken hinuntergeronnen, meine Hände hatten zu zittern begonnen und meine Knie waren wie zwei Palmenblätter im Meereswind hin und her geschlackert. Alles nur, weil ich an früher gedacht hatte. Daran, was alles passiert war ... in dieser Stadt. Fishkill.

›Aber das ist lange her, hatte ich die ganze Zeit gedacht. ›Es ist so lange her, dass ich ein neuer Mensch geworden bin.‹

Nur wurde mir bald bewusst: Es ist nicht genug Zeit vergangen.

Heutzutage ahnt niemand, was für ein Mensch tatsächlich in mir steckt. Sich unter dem Anzug verbirgt. Hinter dieser gespielten Fassade. Wie sollten sie es auch ahnen? Sie alle kennen mich als Steve Gooding. Ein Mann, der seinen Job beherrscht. Jemand, der selbstsicher auftritt. Ein Gooding ist stark, wohlhabend und kennt keine Furcht. Weder vor der Zukunft noch vor vergangenen Tagen. Ein Gooding steht seinen Mann. Wohl deshalb habe ich den Namen meiner Frau angenommen. Ich wollte immer stark sein. Das Geld meiner Frau und das ihrer Familie hatte mich nie wirklich interessiert. Nun gut, es ist nett, nicht mehr in der Scheiße zu leben, aber eigentlich wollte ich nur stark sein. Stark. Ich wollte mich positionieren. Meine Frau half mir zu werden, was ich heute bin. Ein echter Gooding.

Was einen echten Gooding ausmacht? Nun, ich will es an einem Beispiel verdeutlichen. Mein Schwager, Peter F. Gooding, ist nicht wirklich das, was man einen wahrhaftigen Gooding nennen würde. Sein Großvater war einer, seine Schwester ist für eine Frau ziemlich nahe dran, und sein Vater, mein Schwiegervater, ist der Mensch, den ich mir als Vorbild genommen habe. Peter

selbst war viel zu weich. Hatte er das von seiner Mutter? Wer weiß das schon.

Eines Tages kam mir zu Ohren, dass Peter mit »Willington Corporation« zu tun hatte. Er gab vertrauliche Informationen an unseren direkten Konkurrenten weiter. Diesem Mistkerl hatten sie ein paar Dollar unter die Nase gehalten, und er hat es nicht geschafft, loyal und ehrlich zu bleiben. Ein Informant steckte mir diesen Hinweis bei einem Abendessen. Nun wusste ich, dass mein Schwager, der Bruder meiner Frau, der Sohn meines Chefs und Schwiegervaters, ein hinterhältiger Bastard war.

»Was würde ein echter Gooding tun, wenn er in einer solchen Lage wäre?«, dachte ich noch in dem Restaurant, als der Informant gerade gegangen war. Meine Entscheidung traf ich schnell und präzise: Peter musste aus dem Verkehr geschafft werden.

Natürlich habe ich ihm nichts antun lassen. Aber er durfte keinen Schritt mehr in unser Firmengebäude setzen. Dafür hatte ich zu sorgen. Allerdings bin ich nicht zu Daddy Gooding gefahren, um zu petzen. Ich habe mir Peter vorgeknöpft. Nach ein paar Ohrfeigen hatte er unter Tränen auch reumütig gestanden.

»Bitte, Steve«, flehte er, als er auf dem Teppich in seinem Haus vor mir kniete. Seine Söhne und seine Frau schliefen in der oberen Etage. »Bitte, sag Dad nichts davon. Er würde es mir niemals verzeihen.«

Am liebsten hätte ich Peter noch einen Schlag mit der flachen Hand gegeben. Er war nicht würdig, seinen eigenen Namen zu tragen. Wenn ihn seine Söhne so hätten sehen können, niemals hätte ich mir das verzeihen können. Es sind gute Jungs. Was können sie schon dafür, dass sie so einen Waschlappen zum Vater haben?

Also half ich ihm auf, nahm ihn in die Arme. »Ist schon in Ordnung, Peter, dein Dad wird nichts erfahren.«

Mein Versprechen konnte ich natürlich nicht halten. Er sollte nur glauben, dass er seinen Status bei seinem Vater nicht verloren hatte. Harry C. Gooding verstand sehr schnell, was sein Sohn sich zu schulden kommen lassen hatte. Es schien, als weinte er seinem vermeintlichen Verlust keine Träne nach. Aber ich wusste, dass es hart für Harry gewesen sein musste. Der einzige

Sohn verrät die Geheimnisse der Firma an den schärfsten Konkurrenten - für Geld. Mit meinem Schwiegervater vereinbarte ich, dass er seinen Sohn niemals darauf ansprechen und dessen Rücktritt unkommentiert hinnehmen würde. Ein echter Gooding steht über den Dingen und ist loyal.

Meine Frau hat mir das beigebracht. Wir haben uns von der ersten Sekunde an geliebt. Als ich ihr vor nunmehr fast vierzehn Jahren mein Ja-Wort gegeben hatte, der Frau, der ich mein heutiges Leben verdanke, hatte ich geglaubt, ich könne alles hinter mir lassen. Alles. Einfach vergessen. Neu beginnen. Nicht mehr über die alten Tage nachdenken müssen. Meine Herkunft einfach verleugnen, sie totschweigen. Aber so einfach ist das manchmal nicht.

Mein vormaliges Leben begann ich sofort nach unserer Hochzeit zu verdrängen. So gut es ging. Ich mochte mich nicht mehr daran erinnern, dass ich einmal ein Jangles war. Es sollte keine Rolle mehr spielen. Tat es jedoch mehr und mehr.

»Mr. Jangles, Mr. Steve Jangles, würden Sie bitte mit dem Heulen aufhören?«, hatte Mr. Cliffart immer gesagt, wenn ich mal wieder zusammengebrochen war.

Mr. Cliffart war mein Heimleiter. Kalt wie Eis. Hart wie Stein. Von oben herab wie ein Caesar im alten Rom. Geschlagen hat Mr. Cliffart mich nie. Das musste er nicht. Es reichte schon, wenn er mich vor den anderen runtermachte. »Mr. Jangles, haben Sie sich heute Nacht wieder nass gemacht? Wann werden Sie endlich mal erwachsen, Mr. Steve Jangles?«

Bis zu meinem zwölften Lebensjahr war ich ein Bettnässer gewesen. Wenn Mr. Cliffart dies durch den gesamten Schlafsaal brüllte, dann kam das für die anderen gerade recht. Ich hörte dann ihr leises Kichern, und sie rieben sich in freudiger Erwartung des nächsten Tages die kleinen, brutalen Hände. Es gab ihnen wieder einen Grund, mich zu verprügeln. Mich zu schlagen, bis ich um mehr bat, nur damit sie aufhören mochten.



Gewehrt habe ich mich niemals. Meine Hand gegen einen anderes Kind erheben? Das konnte ich nicht. Ich war schwach, wie ein Jangles es nun mal immer gewesen war. Die blauen Flecken, Wunden und Narben nahm ich hin. Ich war immerhin weitaus Schlimmeres gewohnt als die Schläge von einigen pubertären Jungs. Meine Probleme in diesem Heim fraß ich in mich hinein. Niemand mochte mir helfen. Keiner mein Freund sein. Mr. Cliffart? Der wusste womöglich nur zu gut, wie ich litt, aber warum sollte er etwas unternehmen, gegen einen Zustand, den er selbst mit seinen Handlungen schürte? Ich war allein.

Das »Children's Home of Dutchess County« lag unweit meines Elternhauses. Ich konnte es nachts manchmal sehen, wenn ich es geschafft hatte, mich in den Waschraum zu schleichen. Dann strahlten die Lichter des Gebäudes bis in das kleine Fenster des Kinderheims herunter. Hier wollte ich nie sein und wusste nicht, dass es diesen Ort gab, bevor ich meinem Dad entrissen worden war. In diesem Waschraum spürte ich dann die Lichter der Wohnzimmer meines Elternhauses in meinem Gesicht. Dort oben war ich auch einmal gewesen. Dort hatte ich ein paar Jahre mit Mum und Dad gelebt. Lebten dort auch andere Kinder? Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern.

Mein Elternhaus war eigentlich gar nicht wirklich das Haus meiner Eltern. Es war viel mehr ein großer Wohnkomplex, in dem meine Familie eine kleine Wohnung bezogen hatte. Meine Eltern, meine große Schwester und ich. Jeder in Fishkill kannte Complex West. Es hatte seinen Ruf. Eigenartiges passierte dort, erzählte man sich. Merkwürdiges berichtete man darüber, aber eigentlich geschah dort auch nicht mehr oder weniger als in anderen Mietkomplexen der Stadt. Jedenfalls nahm ich das als Kind so wahr. Aber was wusste ich schon? Für mich war Complex West mein Elternhaus. Das Haus, in dem ich die ersten Jahre meines Lebens verbracht hatte. Sehnsüchtig blickte ich den Hügel hinauf und wollte gerne wieder dort sein.

Der Anblick auf Complex West löste in mir immer ein Gefühl der Wehmut aus. Heimatgefühle. Gleichzeitig aber auch Angst. Ich wusste, das kein Jangles mehr in Complex West lebte, als ich nachts den Berg aus Beton betrachtete. Ich war der letzte Jangles

in Complex West gewesen. Meine Schwester war kurz vor mir hinausgetragen worden. Dennoch wuchs in mir der eigenartige Drang danach, wieder zurückzukehren. Wohin ich genau zurückkehren wollte, das wusste ich nie. Vielleicht in die kleine Wohnung im fünften Stockwerk?

Eines Nachts lauerten mir die Jungs im Waschraum auf. Greg und seine miese Bande. In dieser Nacht prügeln sie die Scheiße aus mir raus. Sie wollten wissen, was ich hier wollte. Warum ich immer den Hügel hinaufblickte.

»Jangles, du Weichfisch«, zischte Greg durch seine Schneidezähne hindurch, als er mir wieder von hinten zwischen die Beine trat. »Sag mir, was da oben ist.«

Ich schrie so laut ich konnte. Doch einerseits dämpfte das Handtuch über meinem Mund die Hilferufe, und andererseits hätte Mr. Cliffart ohnehin nichts unternommen. Vier Jungs hielten mich aufrecht. Greg ließ seiner Wut freien Lauf, bis ich vollends zusammenbrach.

Eine Antwort gab ich ihnen nie.

»Willst du wirklich zurück?«, fragte mich Claire und strich mir dabei sanft über die Wange. Ich liebte es immer, wenn sie zärtlich zu mir war. »Ich weiß doch, wie sehr du es vergessen willst.«

Sie war die Einzige, der ich jemals erzählen konnte, was sich in meinen Erinnerungen abspielte. Keiner sonst hatte eine Ahnung. Erst recht niemand aus meinem heutigen Leben. Ich war Steve Gooding, ein scheinbar starker Gooding. Ein hohes Tier in unserer Firma »Gooding Invest Ltd.«. Als direkter Nachfolger vom Senior, Harry Clemens Gooding, besaß ich alle Kompetenzen. Wer hätte es je gewagt, mich anzuzweifeln? Meinen Status wollte ich nicht hergeben, dafür hatte ich davor zu sehr gelitten.

Aber ich wusste, dass ich zurück musste. Wenigstens noch ein einziges Mal. Der Wunsch schlummerte in mir, Complex West zu sehen. Wenigstens sehen. Vielleicht noch einmal die Räume zu besuchen, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte. Zu spüren,

was mich damals zwischen diesen kalten Wänden so sehr berührt hat.

»Ja, Claire«, sagte ich zu meiner Frau, und allein durch meinen flehenden Blick, mich nicht aufzuhalten, verstand sie, was es mir bedeutete, »es ist so sehr in mir. Ich werde niemals ein echter Gooding sein. Ich kann eine Fassade aufrechterhalten, aber so wie du oder dein Vater bin ich nicht.«

Doch Claire konnte nur darüber lachen. »Du bist schon viel mehr ein Gooding, als mein Vater es jemals vorgegeben hat zu sein - und als ich und mein Bruder allemal. Du nimmst es wahrlich ernster mit der Tradition, mit der Firma und unserem Ansehen, als wir es je taten.«

Ich wusste genau, das Claire mir immer den nötigen Zuspruch verlieh - verleihen musste. Es ist ihre Natur. Sonst würde sie nicht mehr meine Frau sein wollen. Wenn ich Unterstützung nötig hatte, musste sie immer da sein. Sie würde alles behaupten, nur damit ich mich gut fühlen würde. Nur konnte sie nicht ahnen, dass sie mir bei meiner Heimkehr nach Complex West keine Hilfe sein konnte.

An jenem Montag machte ich mich auf den Weg. Ich stieg in einen meiner ältesten Anzüge, wollte nicht zu leger und nicht zu fein auftreten, falls doch jemand meinen Weg kreuzen würde, den ich eventuell kannte. Unrasiert blieb dich allerdings doch. Es sollte ein ganz gewöhnlicher Tag sein. Nichts Besonderes. Bewusst gewählt. Mitten in der Woche. Complex West hatte keinen Sonn- oder Feiertag für meinen Besuch verdient. Es sollte kein Ritual werden. Eine Zeremonie bei schönstem Wetter musste ausbleiben. Stattdessen wählte ich spontan einen leicht bewölkten, regnerischen Tag aus. Complex-West-Wetter. Ein Tag, den man für gewöhnlich am nächsten Morgen wieder vergessen hätte. Jedoch war Regen in Fishkill etwas, das mir im Gedächtnis geblieben war.

Ich konnte mich an so viele Regentage in meiner Kindheit erinnern. Die scheinbar faustgroßen Tropfen hämmerten ständig gegen das Fenster. Ich stellte mir vor, wie mich jemand herausholen wollte - mich fortbringen. Ich stellte mir vor, dass dort draußen jemand war, der es gut mit mir meinte und nur noch

dieses Fenster überwinden musste. Dass in Wirklichkeit eigentlich Mr. Cliffart in seinem »Children's Home of Dutchess County« am Fuße des Hügels auf mich wartete, ahnte ich da noch nicht.

Die Fahrt aus der Großstadt New York zu meinem Heimatort Fishkill im Bundesstaat New York, Dutchess County genoss ich sehr. Mit meinen Gedanken allein, ließ ich das Radio durch den Innenraum meiner Limousine dröhnen, ohne meine Angst vor dem heutigen Tag aufkeimen zu lassen. Die Narbe an meinem rechten Handgelenk stach und kratzte, zwang sich wieder in den Vordergrund. Sie hatte sich immer unangenehm angefühlt, wenn ich mit meinen Gedanken in Fishkill gewesen war. Dies zu ignorieren, war ich gewohnt.

Die Landschaft strich an mir vorüber, und ich hoffte, dass mich mein Mut nicht kurzfristig verlassen würde, wenn ich Complex West erreicht hätte. Ich schob die Zweifel lange beiseite und dachte daran, wie es gewesen war - damals als sich Mama noch um uns gekümmert hat.

Meine Erinnerungen daran waren immer nur bruchstückhaft. Mit Sicherheit entsprang der Großteil der Ereignisse meiner Fantasie. Das menschliche Gehirn ist ein Meister darin, Lücken unerkennbar zu schließen und als Realität zu bewahrheiten. Ich wusste irgendwann nicht mehr, ob es tatsächlich so passiert war, ob Mum wirklich eine warmherzige und liebende Mutter war. Sicher war immer, dass ich mir dies mehr als alles andere gewünscht hatte, deswegen wurde es ohne Zweifel zur Wahrheit.

Sie brachte mir warmen Kakao ans Bett. Jeden Morgen. Das Zimmer war noch dunkel, als sie hereinkam. Das Licht drehte sie über den Dimmer stets allmählich heller. Ganz sanft. Ich genoss das Wachwerden durch die Liebe meiner Mutter. Sie kümmerte sich um mich und meine Schwester als wären wir zarte Engel.

»Meine kleinen Engelchen«, so hat sie uns auch immer genannt. »Warum ist die Welt nur so schlecht zu uns?«

Ich hatte damals nie begriffen, was sie damit gemeint hatte. Erst Jahre später wurde mir klar, welche Ängste sie durchgestanden haben musste.

Die riesigen Betonwände schoben sich an dem Tag meiner Rückkehr plötzlich in mein Bewusstsein. Sie mussten schon länger zu sehen gewesen sein, denn das Hochhaus war mit seinen neun Stockwerken auf dem Hügel schon aus weiter Ferne zu erkennen. Es ragte aus dem kleinen Waldstück heraus, das sich ringsherum an das Gebäude schmiegte, und stand da wie eine Festung. Unumstößlich. Uneinnehmbar. Nichts konnte Complex West erschüttern - so schien es und so war es immer gewesen.

Ich stoppte meinen Wagen und starrte den Hügel hinauf, als würde ich mich in dem Waschraum von früher befinden. Der Versuch zu schlucken, scheiterte kläglich, denn meine Kehle fühlte sich staubtrocken an. Ingeheim hoffte ich, dass man Complex West bereits abgerissen hatte. Eine kleine Stimme in mir sprach immer davon, dass mein Elternhaus nicht mehr existierte. Sprach mir Mut zu, die Vergangenheit zurücklassen zu können. Immerhin war ich schon Jahrzehnte nicht mehr hier gewesen, und die alte, kolossale Dame aus Fishkill harnte bereits seit vielen Jahrzehnten an dieser Stelle aus. Ein leerer Hügel ohne den hässlichsten aller Wohnkomplexe hätte vielleicht meine Furcht nicht so sehr entfacht, die nun wie ein sprungbereiter Panther in meinem Hinterkopf lauerte.

Tief durchatmend trat ich aufs Gas und machte mich weiter auf den Weg. Das »Children's Home of Dutchess County« ließ ich links liegen. Es löste in mir nichts aus. Das Gefühl, wieder Zuhause anzukommen, beherrschte mich. Mein Herz krachte gegen die Innenwand meines Brustkorbes. Erst als ich meine Fahrt verlangsamte und auf einem Parkplatz in der Nähe des Komplexes endgültig zum Stehen kam, hatte ich das Gefühl, wieder Luft zu bekommen.

»So, Steve«, sagte ich und blickte mir dabei über den Rückspiegel tief in die Augen, »kneif die Arschbacken zusammen und beweg dich aus dem Wagen, du Weichfisch!«

Als ich an der Zufahrt der Tiefgarage vorbeiging, um die Stufen zum Haupteingang hinaufzuschreiten, dachte ich darüber nach, wie lange ich schon nicht mehr hier gewesen war. Tatsächlich das erste Mal überlegte ich, wie viele Jahre es nun wirklich her sein könnte. »25 Jahre? Länger noch?«

Ich konnte meine Gedanken nur schwer unter Kontrolle bringen, deswegen fiel mir das Rechnen schwer. Zu viele Bilder flimmerten jetzt schon vor meinem geistigen Augen umher. Der schmale gepflasterte Weg, der an der steilen Fassade entlang um das Haus führte, rief Momente in meiner Erinnerung wach, die ich längst vergessen geglaubt hatte: Wie Marty McCurdy schreiend auf dem Balkon im fünften oder sechsten Stockwerk gestanden und gedroht hatte, sich hinunterzustürzen. Ich sah ihn dort oben deutlich vor mir, als würde es gerade erst geschehen. Hysterisch hatte er gebrüllt und etwas von einer Bombe gesagt, die er bei sich hätte. Später sollte es eine Handgranate gewesen sein. Die Cops hatten nie genau erkennen können, was er tatsächlich bei sich getragen hatte.

»Die Wichser von der Stadtverwaltung sollen uns in Ruhe lassen!«, kreischte er immer wieder, wobei keiner ahnte, was er meinte.

Er sprach von sich und seiner Frau, die mit ihm ein kleines Apartment in dem Komplex bewohnte. Jeder kannte die beiden, aber von ihren Problemen hatte niemand eine Ahnung. Vielleicht weil dieser riesige graue Kasten die Anonymität der Menschen unterstützte. Man bemerkte niemanden hinter den dicken Wänden. Selten drang einmal Musik oder Ähnliches aus einer Wohnung. Jeder kochte sein eigenes Süppchen und wollte in Ruhe gelassen werden. Das war bei meiner Familie aus nachvollziehbaren Gründen genauso.

Die Bewohner des gesamten Complex West standen, saßen und lagen auf Decken auf der Grünanlage vor dem Haus, als McCurdy oben immer wieder auf die Brüstung kletterte und einen Sprung vortäuschte. Es kam mir vor, als hätte sich das gesamte Haus erstmals zu einem makaberen Publikum zusammengeschlossen. Es hatte etwas von einer Grillparty. Sicher

waren es nicht alle aus dem Haus, aber jedenfalls die, die es interessierte, dann noch die Cops und eine Horde Männer der Feuerstation, um McCurdy aufzufangen. Fast drei Tage hatte er auf seinem Balkon ausgeharrt, die Party war von Tag zu Tag größer geworden - der ein oder andere Bürger aus Fishkill kam hinzu, der neugierig schauen wollte, ob es wahr gewesen war, was man sich in der Stadt von dem Hügel dort oben erzählt hatte. Die Cops hatten den verdammten Mop nicht aufgelöst, sodass sich die Stimmung immer weiter hochgeschaukelt hatte. Verdammte Cops in Fishkill.

Die Polizei und McCurdys Frau hatten auf ihn eingeredet, doch er war standhaft geblieben. McCurdy hatte die Stadt für fast 72 Stunden fein unterhalten. Das Gesindel auf der Wiese vor dem Haus hatte sein Vergnügen gehabt.

Jeden Tag waren sie wie die Schmeißfliegen wiedergekommen und hatten ihm zugerufen: »Spring schon, du Flasche!« oder »Darf ich deine Frau haben, wenn du gesprungen bist?«

Die Schaulustigen hatten sich einen Spaß aus McCurdys Situation gemacht und waren nicht gerade förderlich für seine Einsicht gewesen. Vielmehr hatten sie McCurdy angespornt, es endlich zu tun. Er war doch ohnehin ein Nichts gewesen. Jedoch ein Nichts, das ihnen noch über einige Jahre hinweg Gesprächsstoff geliefert hatte. Dafür war er ihnen gut genug. Denn letztlich hatte er all seine Würde gepackt, fest in die Hand genommen und war gesprungen – laut lachend und scheinbar vergnügt. Für einen Moment hatte er es allen gezeigt, die lange schweigend und mit aufgerissenen Augen dastanden und ungläubig nichts mehr zu sagen gewusst hatten. McCurdy war an den Armen der Cops auf dem Balkon eine Etage tiefer vorbeigeflogen - dies unter einem ohrenbetäubenden Schreianfall seiner Frau Doris. Ich hatte an der Seite meiner Schwester gestanden. Wo meine Eltern zu diesem Zeitpunkt gewesen waren, weiß ich nicht genau: in unserem Apartment im fünften Stock wahrscheinlich. Womöglich hatten sie sich wieder weinend in den Armen gelegen oder gestritten.

Mir war es vorgekommen, als würde McCurdy eine Ewigkeit in der Luft über Fishkill schweben. Ich hatte seinen Sturz direkt

beobachten können, ohne dass mich jemand dort weggeholt hätte - ich war knapp fünf Jahre alt, meine Schwester sieben. Lediglich den fester werdenden Griff von Linda an meinem Handgelenk hatte ich gespürt, was mich nicht dazu veranlasst hatte wegzuschauen. Ich hatte vernommen, wie er direkt neben dem Fangnetz der Feuerwehrleute aufgeschlagen war.

Dieses Geräusch drang jetzt, Jahrzehnte später, wieder in mein Bewusstsein, als ich genau an der Stelle stand, wo er gestorben war. Genau hier. Ich hatte damals große Augen gemacht, wie seine Rippen sich durch seine Bauchdecke gebohrt hatten und er aufgehört hatte zu atmen. Er war nur wenige Sekunden nach dem Aufprall tot gewesen. Sein Körper war unter dem Druck der Falllast teilweise aufgeplatzt, was durch die Rippen, die nun wie scharfe Säbel fungierten, unterstützt worden war. Seine Kleidung hatte sich dunkel gefärbt, und er sich nicht mehr gerührt.

Die alte Fassade des Complex West blickte ich heute nach oben. Es sah scheinbar alles so aus wie früher. Nichts konnte ich erkennen, was sich von damals unterschied.

»Die Außenwände haben sie doch seit mindestens 27 Jahren nicht mehr gestrichen ... als ich hier fort bin«, sagte ich mir und dachte nun meinen vorigen Gedanken im Unterbewusstsein zu Ende. »27 Jahre war ich also nicht mehr hier. Es fühlt sich an wie mehrere Generationen. Jedenfalls länger als 27 Jahre. Es ist mittlerweile so viel passiert. Ein vollkommen anderes Leben habe ich begonnen.«

Mein Blick wanderte über die Grünanlage, wo das niederträchtige Publikum gelauert hatte. Es war nicht mehr als eine kleine Wiese mit einem kleinen Gerätehaus am äußeren Rand, hinter dem der Wald begann. Der Rasen und die wenigen Sträucher waren allerdings heute wie damals gepflegt, das war klar zu erkennen.

»Es scheint, als hätte Mr. Gillager einen würdigen Nachfolger gefunden«, dachte ich mit einem Lächeln auf den Lippen. Ich sah ihn in Gedanken vor mir. Er trug einen Schnauzbart, war drahtig und handwerklich geschickt. Mr. Gillager war die gute Seele des Hauses und schon zu meiner Zeit Hausmeister seit einer halben Ewigkeit gewesen. Er konnte die Anlage aufgrund seines Alters



heute nicht mehr selbst betreuen. Da war ich mir sicher. ›Wenn er überhaupt noch lebt.‹

Er wäre jedoch jemand gewesen, der dafür hätte sorgen können, dass ich eventuell Zugang zu dem Haus bekäme. Denn nun stand ich davor, direkt vor der Eingangstür - wusste mir aber keinen Rat, wie ich diese überwinden sollte. Wie konnte ich hineinkommen? Ich zog daran, aber sie war natürlich verschlossen. Sie auf eine Weise zu öffnen, wie es Kriminelle taten, lag außerhalb meiner Fähigkeiten. Eine Tür aufbrechen konnte ich nicht. Was hätte ich tun sollen?

Ich wollte mich im Gebäude doch nur umsehen. Auf dem Flur im fünften Stock herumlaufen und aus dem Fenster des Treppenhauses auf die Stadt sehen, wie ich es als Kind getan hatte. Auf diese verdamnte Stadt, die ich in mein Herz geschlossen hatte und gleichzeitig so sehr hasste.

Fishkill, weswegen lebte man hier, wenn man doch eine Wahl hatte? Hatten die Menschen hier überhaupt eine Wahl? Und dann die Bewohner in Complex West: Warum gingen sie nicht an einen anderen Ort? Einen Ort, der nicht bereits so viel Leid in sich beherbergt hatte. Allein in der kurzen Zeit, als ich Bewohner dieses Gebäudes gewesen war, hatte ich hier dutzende Geschichten gehört, gesehen und erfahren, die einem Kind verborgen bleiben sollten.

Auf dem Klingelschild ganz unten links war wie damals schon kein Name angeschlagen. Die Wohnung Nr. 101 war die damalige von Mr. Gillager gewesen. Wer nun darin lebte, konnte ich nicht erkennen. ›Der neue Hausmeister vielleicht?‹

Ich streckte meinen Finger aus, um Einlass in das Gebäude nach einem kurzen Gespräch zu bekommen. Ich wollte den Mann überzeugen. So mein Plan. Wenn ich erklären würde, was ich hier tat und was mein persönlicher Zweck war, könnte man mich guten Gewissens hineinlassen. Ich würde ein paar Minuten das tun, was ich gedachte durchzuführen und würde wieder gehen. Theoretisch.

Allerdings verwarf ich mein Vorhaben und zog die Hand zurück. ›Wenn er misstrauisch ist und mich als einen Fremden nicht hier haben möchte, kann der Hausmeister sicher dafür

sorgen, dass ich gar nicht mehr in das Gebäude komme. Streng genommen habe ich hier nichts zu suchen. Ich kenne ja niemanden. Und keiner aus diesem Haus kennt mich.

Unter der Vielzahl der Klingelschilder erkannte ich keinen Namen wieder. Kamino, Franks, McGrey, Forrester - alles vollkommene Fremde. In den letzten 27 Jahren müssen sämtliche Bewohner sicherlich mindestens einmal komplett aus- und eine neue Mieterschaft eingezogen sein. Also drückte ich kurzentschlossen auf den Knopf, der eine Wohnung vermuten ließ, die sich am weitesten vom Eingangsbereich entfernt befand: Stockwerk neun, ganz oben, bei Reynolds.

Es dauerte etwas, ich setzte bereits zu einem weiteren Versuch in Stockwerk acht an, da erklang über die Gegensprechanlage eine ziemlich verschlafene Frauenstimme: »Ja? Was ist?«

»Merkwürdige Art sich an der Tür zu melden«, dachte ich noch und ließ ein einfallloses »Ich bin's« verlauten. Zu meiner Überraschung klang ich genervt und wollte den Eindruck sogleich korrigieren und ein fröhliches »Sorry, kannst du mal aufmachen?« von mir geben, als der Türsummer mir bereits Einlass in das Gebäude verschaffte.

Ich war drin.

Die Tür hatte ich nur einen Spalt aufgedrückt, da lief es mir bereits eiskalt den Rücken hinunter. Der Geruch des Treppenhauses drang augenblicklich in mich und vereinnahmte meine Sinne. Er hatte sich in all den Jahren nicht verändert. Nicht einen Hauch. Manche Situationen oder Orte verband ich oft mit bestimmten Gerüchen, diesem sinnlichen Eindruck, der nur über die Nase wahrgenommen werden kann. Erst dann, wenn dieser Geruch meine Sinne umspielte, kroch auch die Erinnerung in mir empor. Jedoch hatte ich nirgends, nach meinem Weggang aus dem Komplex und niemals vor dem heutigen Tag, diesen Geruch sonst registriert. Er war nicht unangenehm, ließ aber auch keine Freudentänze zu. Kein Gestank. Kein Duft. Dennoch

war er markant und eindeutig zuzuordnen. Der Geruch hatte etwas von abgestandenem Lösungsmittel, das durch dauerndes Lüften mit Frischluft zu einem erträglichen Aroma angereichert wurde. Dieser Eindruck hatte ein Nuance von Maschinenfett und doch etwas weiblich Duftendes, etwas Süßliches.

Complex West allein beherbergte diesen Geruch und gab ihn nicht an die Außenwelt weiter. Weder in der Innenstadt von Fishkill noch weiter draußen. Ich hatte viele Orte in verschiedensten Ländern besucht, hatte mit meiner Frau und beruflich inzwischen den halben Erdball bereist, jedoch kam mir niemals ein solcher Duft unter. Er hatte etwas Besonderes. Dieser Duft, dieses Aroma, dieser Geruch war Complex West. Unter Garantie kannte jeder Bewohner ihn oder nahm ihn mindestens unterbewusst wahr.

Diese Empfindung hielt mich jedoch nicht davon ab, einen ersten Schritt in das Gebäude zu wagen. Alles war wie immer. Nichts war umgebaut oder saniert worden. Die Fahrstuhltür hatte Beulen, die ich wiedererkannte. Ich suchte nach Zeichen, die ich selbst eventuell hinterlassen haben könnte. Jedoch war ich mir sicher, dass ich im fünften Stock, wenn dieser sich in einem ähnlichen Zustand zeigen würde, fündig werden würde.

Als die Türen des Fahrstuhls sich schlossen, erkannte ich das Geräusch wieder. Ich hatte es als Kind gefürchtet. Sehr ungern war ich mit Mum in diesem Kasten nach oben gefahren. Ich hatte den Fahrstuhl, der für fünf Personen konzipiert war, schon im Kindesalter als zu eng empfunden. Jedoch war darin niemals etwas passiert. Soweit ich zurückdenken konnte, war er auch nie stecken geblieben. Mr. Gillager hatte ihn stets in Schuss gehalten. So hatte ich nun auch nach meiner Rückkehr keine Bedenken, den Knopf zur fünften Etage zu drücken.

Die Fahrt nach oben schien mir sehr lange. Ich wollte meine Etage sehen und spürte die Ungeduld in mir. Das Knarren und Surren der Maschine genoss ich beinahe, da es mich geradewegs über 27 Jahre hinweg in die Vergangenheit beförderte. Dort oben wollte ich heute hin. Allerdings reichte es mir, alles als stiller Beobachter in mich aufzunehmen. Von einer tatsächlichen Zeitreise hätte ich unter Garantie abgesehen und mich dankend

wieder in mein heutiges Leben verabschiedet, wenn mir jemand die Möglichkeit offeriert hätte.

Die Fahrstuhlür im fünften Stock schob sich auf. Dieses Quietschen versetzte mich sofort und ohne zu zögern in meine Kindheit. 27 Jahre später war es, als wäre an diesem Ort die Zeit stehengeblieben. Der Flur, das Licht, das sich an dem Fenster brach, die Form der Lampen an der Decke, die Sockel an den Wänden und die hölzernen Türen der Apartments - es stach mir ins Auge, und ich sog es auf. Ich nahm es wohligh in mir auf und grämte mich zugleich davor.

»Steve!«, hörte ich meinen Vater plötzlich rufen, »Steve Jangles, komm rein oder du wirst es bereuen. Wenn ich dich nicht kriege, dann deine Schwester oder deine Mutter, verdammt noch mal!«

Ich zuckte zusammen. Nein, es war nicht real. Mein Gedächtnis hatte mir nur einen Streich gespielt. Ich drehte mich und suchte nach etwas. Ich wollte mich ablenken – nicht an Dad denken. Ich wusste noch nicht, was es war, aber irgendwo musste es doch ein Zeichen geben, dass der kleine Steve Jangles damals schon hier gewesen war. Langsam ging ich den Flur ab und erreichte alsbald die Tür zu unserem damaligen Apartment. Ein kurzer Blick an das Türschild verriet mir, dass eine Familie namens »Crossfield« hier nun wohnen musste. Für einen Moment glitt ich mit dem Fingern über das glatte Holz der Tür und ging weiter. Es erweckte kein weiteres Interesse in mir, vor dieser Tür zu lauern, denn ich wollte zu dem Fenster am Ende des Flurs, das ich schon als Junge erklommen hatte, um über die Stadt zu sehen. Es war, als öffnete sich ein lange vergessenes Tor, in dem Moment, als ich hinausblickte.

Von hier oben sah Fishkill aus wie jeder andere x-beliebige Ort dieser Größe. Die Kleinstadt mit etwas über 20.000 Einwohnern glänzte nicht besonders und galt gleichzeitig auch nicht als verucht. Was ich jedoch davon mitbekommen hatte, hielt man sich in dieser Stadt geschickt im Verborgenen und zeigte niemals seinen wahren Charakter.

Es fiel mir auf einmal eine Kerbe in der steinernen Fensterbank auf. Der kleine Steve Jangles hatte stets seinen Glücksstein bei sich, den er an dieser Stelle rieb, wenn er in die Weite der

Stadt blickte. Diese Kerbe hatte ich erschaffen. Es war der Beweis, dass ich hier gewesen war. Ich hatte meine Marke hinterlassen, ohne als Kind zu ahnen, was es mir mehr als 27 Jahre später bedeuten würde. Ich berührte diese Mulde und fuhr mit dem Zeigefinger hindurch. Sogleich zog ich jedoch die Hand zurück, da mir klar wurde, zu welchen Anlässen ich an diesem Fenster stand und in die Ferne blickte.

»Steve Jangles«, brüllte plötzlich mein Vater wieder, aber ich wandte meinen Blick sofort hinaus über die Dächer und Baumwipfel von Fishkill.

Von hier oben konnte ich nun alles gut überblicken. Ich glaubte auch das »Children's Home of Dutchess County« sehen zu können. »Wie gerne würde ich jetzt da hinunterfahren und diesem Mr. Cliffart eine ...«

Jedoch wurde ich von einem Geräusch im Flur in meinem Gedanken unterbrochen. Ich machte einen Schritt zur Seite, sodass ich im Halbdunkel neben dem Fenster stand. Ich musste mich nicht verstecken, aber wenn es möglich war, wollte ich auch nicht unbedingt gesehen werden.

Eine alte Frau kam den Flur entlang. Ich wunderte mich noch, da ich keinen Fahrstuhl gehört hatte, und für das Treppenhaus und die fünf Stockwerke sah mir die alte Dame nicht gerade rüstig genug aus. Scheinbar erkannte sie meine Silhouette am Ende des Flures nicht und folgte unbeirrt ihrem Weg, der sie vor unser ehemaliges Apartment führte. Sie schob einen Schlüssel in das Schloss und drückte sogleich die Tür auf. Hinter ihr fiel die Tür wieder unverzüglich zu.

»Mrs. Crossfield?«, fuhr es mir durch den Kopf, und ich versuchte, mich zu erinnern. Nein, eine Mrs. Crossfield war mir nicht bekannt. Außerdem lebte sie ja in unserer alten Wohnung. »Sie wird nach uns eingezogen sein.«

Somit besaß ich die Kenntnis, dass eine ältere Frau sich in diesem Apartment befand.

»Allein? Hat sie Mitbewohner? Einen Mann? Der wäre sicher auch so alt?«, dachte ich und erschrak vor mir selbst, da ich den Grund für meinen Gedanken erkannte. Ich überlegte, ob es mir möglich wäre, in dieses Apartment zu gelangen, um meine

Erkundungstour zu erweitern. Aber warum zum Teufel sollte ich das tun? War ich denn von allen guten Geistern verlassen, dass ich sogar in mein altes Kinderzimmer wollte, in unsere alte Küche oder ... vielleicht sogar in das ... Wohnzimmer meiner Eltern? Konnte ich das überhaupt verkraften?

Wie von einer fremden Kraft gesteuert, ging ich jedoch zur Tür von Mrs. Crossfield. Eigentlich wollte ich nicht dort hin, aber etwas trieb mich. Ich dachte darüber nach, was wohl geschehen würde, wenn diese Tür sich für mich öffnete. Was wollte ich erreichen? Was würde Mrs. Crossfield wohl denken, wenn sie mich sah? Ich kam mir vor wie ein Krimineller, obwohl ich keinerlei Absichten hegte, die damit zu vergleichen wären.

»Du siehst aus wie ein Versicherungsvertreter«, sagte ich mir, als ich an mir runtersah – aber vielleicht wäre mein Anzug mein Ticket, um in diese Wohnung zu gelangen. »Was willst du dort, Steve?« Ich haderte mit mir. »Geh nach Hause, du hast erreicht, was du wolltest. Du warst in dem Gebäude. Du hast wieder Complex-West-Luft gerochen, bisher ist nichts passiert, was du bereuen könntest. Also, geh zu deinem Auto und fahr in dein neues Leben!«

Im nächsten Moment streckte ich den Finger aus und drückte auf die Klingel zu Mrs. Crossfields Apartment.

Am ganzen Leib zitterte ich, als ich vernahm, dass jemand an die Tür schlurfte. In der Hoffnung, dass es die alte Mrs. Crossfield wäre, glaubte ich, vielleicht mit der reinen Wahrheit bei ihr weiterzukommen. »Schönen guten Tag, mein Name ist Gooding, Steve Gooding. Entschuldigen Sie die Störung, aber ich habe selbst mal vor Jahren in diesem Apartment gelebt. Hört sich für Sie sicher etwas eigenartig an. Ich will Sie auch gar nicht lange belästigen. Ich könnte natürlich verstehen, wenn Sie dagegen wären, heutzutage kann man ja nicht vorsichtig genug sein, allerdings wollte ich ganz höflich fragen, Mrs. Crossfield, ob ich einen Blick in die alten Räumlichkeiten werfen dürfte. Nur für

mich ganz persönlich, zur Erinnerung. Sie verstehen: aus nostalgischen-Gründen.« Ich hatte mir meinen Text bereits genau zurecht-gelegt und war der festen Überzeugung, dass es der richtige Weg wäre, Mrs. Crossfield dazu zu bringen, mich einzulassen. Ein Scheitern hätte ich in diesem Fall billigend in Kauf genommen, anders als an der Klingel von Apartment 101. Ich hatte ja eigentlich alles schon gesehen, was ich sehen wollte.

Nur kam es anders, als erwartet.

»Ja?«, krächzte Mrs. Crossfield, als sie die Tür bereits sperrangelweit geöffnet hatte.

Mein Blick schoss in diesem Moment schon in die Innenräume des Apartments an der alten Frau vorbei. Ich begann zu stottern, als ich den Flur und die Zimmer links und rechts davon sah. »Äh, sch-schö-nen guten ... T-tag, Mrs. Cross...«

Für eine Sekunde hatte ich das Gefühl, dass die alte Dame ihren Fehler erkannte und die Tür wieder ein Stück zu schließen begann, als sie dann sagte: »Sind ... sind Sie von der Stadt?«

»Äh, von der Stadt?«

»Ja, Sie wollen doch sicherlich meine Wäsche holen, nicht wahr? Von der Stadt. Meine Wäsche.«

Ich verstand. Das war eine hervorragende Idee. Ein Service der Stadt für Rentner, die ihre Wäsche nicht mehr selbst reinigen konnten. Sehr gut. »Ja, ähem, das bin ich, Steve Gooding. Guten Tag, ich bin das erste Mal bei Ihnen. Entschuldigen Sie die Störung.«

»Ah, Mr. Gooding, die Dame am Telefon hatte erwähnt, dass Sie kommen. Treten Sie doch bitte ein.«

Dieser glückliche Zufall und das offenbar eingeschränkte Erinnerungsvermögen Mrs. Crossfields verschafften mir also Einlass in das alte Apartment unserer Familie. Als ich die ersten Schritte machte, stellten sich mir bereits die Nackenhaare auf. Heute morgen hatte ich noch riesige Ängste ausgestanden, bei dem bloßen Gedanken daran, dass ich hier an diesem Ort sein würde, und nun hatte ich es geschafft: Ich war da, in Fishkill, in Complex West, im Flur meines sogenannten Elternhauses.

»Gehen Sie nur hinein, Mr. ...?«

»Gooding«, vervollständigte ich ihren Satz.

»Ja, natürlich, Mr. Gooding, gehen Sie nur in das Wohnzimmer. Ich werde die Wäsche von nebenan gleich holen. Einen Moment, bitte.« Mit diesem Worten verschwand Mrs. Crossfield.

Meinen Satz »Kein Problem, ich habe ausreichend Zeit, Mrs. ...« konnte ich kaum zu Ende bringen, da war ich schon allein. Allein mit mir und meinen Gedanken. Allein, wo ich Jahrzehnte nicht sein wollte, und doch hatte es mich hierher gezogen. Meine Kindheit habe ich in diesen Räumen verbracht. Hier, in diesem Wohnzimmer, habe ich vor dem Fernseher gegessen, habe von dem anliegenden Balkon gespuckt. »Hier ist meine Mutter ...! Ich verdrängte den Gedanken und sah zum Balkonfenster hinaus. Ein Lächeln umspielte meine Lippen, und ich griff nach der Glastür, um einen Blick hinauszuerwerfen. Ja, hier habe ich einmal gelebt. Über diese Brüstung ... »Nein, warum tue ich das?«

Mir wurde in dem Moment schwindlig, als ich einen Blick über das Geländer des Balkons wagte. Ich wankte zurück in das Wohnzimmer. Es hätte mich fast umgeworfen.

»Ich werfe dich da raus, Steve, das schwör ich dir! Du knallst unten auf den Asphalt wie der alte McCurdy«, hörte ich die Stimme meines Vaters, und ich versuchte, mich zu wehren, auch wenn er heute lange nicht mehr da war. »Du kleiner Drecksack, wenn du nicht spurst, dann fliegst du!«

Ich taumelte zurück und durch das Zimmer, hörte meine Mutter im Nebenraum weinen, und meine Schwester kauerte ängstlich hinter der Couch. Was geschah mit mir? Weswegen war ich hier?

Als ich mich drehte, trat plötzlich Mrs. Crossfield vor mich. Den Schlag an meine Schläfe mit ihrem Stock hatte ich kommen sehen, war jedoch nicht fähig, rechtzeitig zu reagieren. Benommen ging ich in die Knie und blickte auf. Mrs. Crossfield hatte mich nicht hart genug getroffen, als das ich ohnmächtig werden würde. Ich blickte in ihre kalten Augen und vernahm Wut und Abscheu in ihrem Gesicht.

»Mr. Gooding von der Stadt, hä?«

Ich sah noch, wie sie in aller Seelenruhe ihren Stock in der Hand drehte, um mit der abgerundeten Seite auszuholen. Es hatte nichts von der alten Frau, die ich noch auf dem Hausflur



im Halbdunkel beobachtet hatte. Der Holzgriff prallte an meinen Schädel, sodass mich Dunkelheit befiel.

Ich hatte die Tür abgeschlossen und einen Stuhl davor gerückt. Linda war gerade im Begriff, unser Bettgestell mit aller Macht zu verschieben und ebenfalls für die Barrikade einzusetzen. Unter Tränen schob sie, so fest sie konnte. Ich rannte schnell zu ihr. Gemeinsam bekamen wir das schwere Bett Stück für Stück vor die Tür. Wir waren klein und mussten unsere Kräfte bündeln. Doch die Macht der Verzweiflung verlieh uns die Möglichkeit, das Unmögliche zu schaffen. Der Holzrahmen stand bald dicht vor der Zimmertür.

Von außen hämmerte Dad dagegen. »Macht auf, ihr Rotzlöffel«, schrie er, »ich bin euer Vater, verdammte Scheiße.«

»Das ist uns egal«, brüllte Linda und weinte dabei bitterlich. »Du wirst uns nicht mehr hauen. Wir gehen jetzt zu Mummy.«

Für einen Moment schwiegen alle. Es war nur das Schluchzen von Linda zu hören. Ich startete sie an und begriff nicht, was sie damit sagen wollte.

»Zu Mum gehen? Wie denn?«

Ich wusste, dass ich mit meinen fünf Jahren nicht immer alles verstand, aber da musste sich Linda gewiss irren. Wir konnten nicht aus diesem Zimmer und einfach zu Mum gehen. Dad stand vor der Tür und war sehr böse auf uns. Er würde uns niemals gehen lassen. Außerdem wussten wir nicht genau, wo unsere Mummy war. Vor ein paar Monaten ist sie fort. Seitdem hatten wir keinen Kontakt zu ihr. Auch wenn Linda immer gesagt hatte: »Mum, ist bei uns. Sie ist ganz nah bei uns, Steve. Verlass dich drauf.«

Ich wollte Linda so sehr glauben, doch hatte ich davon nichts bemerkt, als Dad wieder einmal auf uns losgegangen war. So viel Zeit verging, ohne dass sie sich um uns gekümmert hatte. Lange hatte ich auf ein Zeichen von Mummy gewartet und gehofft,

nicht allein mit Linda und unserem Dad zu sein. Wir konnten nicht zu Mum gehen. Sie war doch ... tot.

Eine Sekunde später krachte es an der Tür. Daddy hat versucht, die Tür kaputtzumachen. Wütend schlug er dagegen. Mir schossen die Tränen in die Augen. Ich hatte so große Angst wie damals, als Mum gestorben war. Das Holz krachte. Linda und ich wichen zurück. An der gegenüberliegenden Wand, wo zuvor unser kleines, gemeinsames Bett gestanden hatte, drückten wir uns in die Ecke und umarmten uns. Linda gab mir Kraft, und sicher konnte ich mit meiner Anwesenheit ihr ebenfalls eine Stütze sein. Ich war froh, hier bei Linda zu sein und nicht dort draußen bei Dad.

Er trat ohne ein weiteres Wort wieder und wieder gegen die Tür. Die ersten Holzsplitter sprangen uns entgegen. Der Stuhl und das Bett würden nicht ausreichen, das wurde uns bewusst. Wir weinten, weil wir ahnten, was dann passieren würde. Bald würde er bei uns sein und uns ein weiteres Mal bestrafen. Ich konnte den Gürtel schon auf meiner Haut spüren. Es brannte schon jetzt wie Feuer.

»Steve«, flüsterte Linda, »gleich ist es vorbei.«

»Was? Was ist vorbei?«, fragte ich, denn ich konnte mir nicht erklären, was sie gemeint hatte. Unser Vater würde in wenigen Minuten dieses fensterlose Zimmer stürmen. Es gab keinen Ausweg als diese eine Tür. Wir saßen in der Falle und würden so sehr Prügel beziehen wie niemals zuvor. Was sollte da schon vorbei sein?

Da sah ich es in ihrer Hand. Sie hatte das Messer die ganze Zeit in der Tasche. Aus der Küche hatte sie es heimlich gestohlen. Wahrscheinlich schon vor Tagen. Die Klinge blitzte hervor und machte mir Angst. »Was willst du tun?«

»Steve, du bist noch zu klein. Du verstehst das nicht. Vertrau mir. Ich bin schon sieben und weiß, wie das geht.«

»Wie was geht?«

Mit seinem ganzen Körper schien sich Dad gegen die Tür zu werfen. Es tat einen heftigen Schlag. Bald würde er es geschafft haben.

Doch Linda ließ sich nicht beirren. Sie wollte mich von ihrem Plan überzeugen. »Wie wir zu Mum kommen. Es ist ganz einfach. Dann wird uns Daddy niemals wieder hauen.«

Mir schossen immer mehr Tränen in die Augen. Ich begann zu begreifen: Das Messer, unsere tote Mummy. Das konnte nur heißen, dass ...

Ein weiterer Schlag gegen die Tür erschrak uns heftig. Dad musste irgendeinen Gegenstand gefunden haben, der sein Eindringen in unser Zimmer unterstützen sollte.

»Wir haben nicht viel Zeit, Steve. Hier, ich zeig es dir«, sie krepelte ihren Ärmel hoch, streckte mir die Hand mit der Handfläche nach oben entgegen. Dann setzte sie, ohne zu überlegen, in voller Gewissheit des Richtige zu tun, das Messer quer auf das Handgelenk, drückte die Klinge nach unten und zog durch. Linda hatte nicht einmal gezuckt. Das Blut ergoss sich sofort über ihren Unterarm. Ich erstarrte.

»Jetzt du«, raunte Linda, und es schien sie ein Glücksgefühl zu durchströmen, »bevor ich meine Kraft verliere.«

»Bevor du deine Kraft verlierst?«, schluchzte ich und verstand gar nichts mehr.

»Das Blut ist meine Kraft. Ich geh nun langsam zu Mum. Komm mit!«

»O-okay ...«

Weil ich zögerte und das Hämmern an der Tür nicht aufhörte, griff Linda eilig nach meinem Arm. Sie zog mein Handgelenk gerade und legte das verschmierte Messer mit der scharfen Klinge darauf.

»Es tut nicht mehr weh, als wenn Daddy uns haut«, sagte sie noch und schnitt mir in einer gleitenden Bewegung tief durch die Haut.

Sie hatte recht. Der Schmerz war tatsächlich nicht stärker, als wenn Dad mit seinem Gürtel auf uns einschlug. Jedoch floss nun erheblich mehr Blut. Es war überall, nachdem sich Linda auch den anderen Unterarm geöffnet hatte. Sie lehnte sich an die Wand und entspannte. Ich fixierte sie mit meinem Blick und hatte das unbestimmte Gefühl, in die Augen von Mum zu sehen. »Mum? Ist sie da?«

»Den zweiten Ritz muss du alleine machen, Steve. Ich werde nun zu Mum gehen. Liebe Mummy ...«, murmelte Linda, »... komm ... mir ... nach, ... kleiner Ste...«

Ich sah, dass Linda die Augen geschlossen hatte und allmählich davonging. Ich wollte mit. Alleine wollte ich nicht in diesem Raum auf Dad warten. Ich nahm das Messer in die Hand ...

Die Tür flog währenddessen aus den Angeln. Splitter prallten in mein Gesicht, und ich erstarrte in meiner Position. Die Klinge auf meinem Handgelenk, Linda reagierte neben mir nicht mehr, sah ich zu Daddy, wie er schnaufend und schwitzend den kleinen Tisch aus dem Flur fallen ließ, als er zu mir herüber sah. Seine Pupillen blinkten für eine Sekunde voller Zorn. Die Bosheit, die von ihm ausging, flutete den Raum und drückte mich weiter an die Wand. Doch einen Wimpernschlag später wich plötzlich sein Groll gegen mich und Linda, und alles was ich sehen konnte, war etwas, was ich bisher noch nie in ihm gesehen hatte. Entsetzt riss er seine Augen auf und konnte den Mund nicht mehr schließen. So hatte ich Dad noch nie erlebt. Er rannte nicht auf uns zu, um uns zu bestrafen. Etwas änderte sich. Linda hatte recht: Er würde uns zu Mum gehen lassen.

Nur einen Moment später drehte sich Daddy auf seinem verletzten Bein um und verschwand humpelnd. Ich hörte ihn nur noch durch die Wohnung rennen und zum Treppenhaus hinaus. Seine abgehakten Schritte verhallten im Hausflur.

Ich blickte zu meiner Schwester und dachte an Mum. »Mummy, ich will auch zu dir ... Mummy ... ich will ... Mummy ... was? Wo bin ... ich? Wie ... ? Was ist das?«

Ich erkannte kaum etwas. Es war so dunkel. Bewegen konnte ich mich nicht. Etwas hinderte mich. Mir schmerzten die Handgelenke und die Oberschenkel. Die Schultern und der Nacken. Was war mit mir? Es war zu dunkel, als dass ich sehen konnte, wo ich mich befand. Langsam kroch die Erinnerung zurück.  
»Mrs. Crossfield ...«

Es war vollkommen dunkel. Nichts konnte man erkennen. Ich riss meine Augen in der Hoffnung auf, einen kleinen Lichtstrahl zu erhaschen, jedoch umschloss mich völlige Finsternis. Meine Hände lagen hinter meinem Rücken, scheinbar verbunden mit meinen Knöcheln. Festgezurr. Meine angewinkelten Beine gaben mir keinen Halt, lediglich mit den Oberschenkeln und dem Bauch lag ich auf, sodass ich auf die Seite rollen konnte. Erst jetzt registrierte ich, dass sich etwas in meinem Mundraum befand. Feucht, weich, kraftvoll hineingestopft - viel zu viel für meinen Rachen. Etwas knisterte, als ich meine Lippen versuchte zu bewegen. ›Ist das Klebeband?‹ Es zog an meinen Wangen, wurde wohl um meinem Kopf herum angelegt. Auf den Ohrläppchen spürte ich ebenfalls Druck von diesem Band.

Der Versuch, einen Laut von mir zu geben, scheiterte. Mehr als ein Brummen gab ich nicht an den undefinierbaren Raum um mich ab. Was war passiert, nachdem Mrs. Crossfield mich niedergeschlagen hatte? Der Kopfschmerz war nun mein kleinstes Problem.

›Sie hat mich hier irgendwie fixiert. Wie abgebrüht ist diese alte Hexe eigentlich? Wahrscheinlich wird gleich die Polizei oder ein Nachbar mit ihr im Rücken hier eintreten und mich mitnehmen. Ich muss nur ganz ruhig bleiben. Natürlich werden sie denken, dass ich die alte Frau berauben wollte. Ich werde alles erklären können. Ganz ruhig, es wird nicht mehr lange dauern.‹

Ich atmete tief ein und aus. Ich durfte mich nicht aufregen. Zum Glück hatte ich eine freie Nase und bekam ordentlich Luft. Durch den Knebel und das Klebeband war die Atmung über den Mund unmöglich. ›Wie kommt eine so alte Frau eigentlich auf solche Ideen?‹

Nur wenige Versuche startete ich, mich hin und her zu wälzen und meine Fesseln zu zerreißen. Es war zwecklos. Jeder Kraftakt, den Bändern um meine Handgelenke und Knöchel zu entkommen, fand schon nach Sekunden sein klägliches Ende. Ich musste warten. Wahrscheinlich befand ich mich noch in der Wohnung.

»In der Wohnung?« Nun beschlich Panik meinen Zustand. »War dies der fensterlose Raum, in dem ich damals mit Linda ...« Ich hatte große Angst, in unserem alten Kinderzimmer gefesselt zu liegen. Kein guter Ort, um in dieser Lage aufzuwachen. Wieder versuchte ich, die Stricke oder was auch immer mich zusammenhielt zum Nachgeben zu bewegen, doch da vernahm ich einen Laut. »Was ...?«, dachte ich.

Meine Pupillen weiteten sich. Ich hörte da doch Schritte. Ein eigenartiges Schlurfen. Wo war es? Ich diesem Zimmer? Ging jemand direkt an mir vorüber? Warum tat er dies alles im Dunkeln? Ich brummte ein »Hallo«. Keine Antwort.

Doch dann geschah etwas, was mich erneut um Jahrzehnte zurückversetzte. Mrs. Crossfield drehte langsam an dem Dimmer an der Wand. Die Lampe reagierte und gab schwaches Licht ab. Augenblicklich erkannte ich die alte Dame und dachte nur daran, dass sich nichts geändert hatte. Die Lampe an der Decke gab scheinbar das gleiche Licht ab, das Mummy aktivierte, wenn sie uns morgens den Kakao brachte und uns weckte. »Verdammte Scheiße, was soll das hier? Was ist das für ein Horrorfilm, den ich hier durchleben muss?«

Mrs. Crossfield stand eine Weile an dem Schalter und blickte zu mir hinab. Sie hatte sich ein schwarzes, dunkel gemustertes Kopftuch angelegt, das sie geradezu böse erscheinen ließ. In der Hand hielt sie den Spazierstock, mit dem sie mich niedergeschlagen hatte. Nur sah ich ihn nun nicht mehr als die harmlose Stütze an. In meinen Augen war die unbekannte alte Frau bewaffnet, und ich lag da wie ein Käfer, der auf den Rücken gedreht wurde.

Ich hoffte, dass sie gehen und einen Cop holen würde, dann käme sicher alles schnell zur Aufklärung. Ein paar Stunden auf dem Revier, und ich könnte nach New York zurückfahren, um alles zu vergessen: mein damaliges Leben, den heutigen Tag, diesen gesamten und verfluchten Wohnkomplex. Aber Mrs. Crossfield tat nichts dergleichen. Kühl schaute sie mich an und sagte kein Wort.

In dem Zimmer blickte ich mich um. Es war tatsächlich mein altes Kinderzimmer und unter mir ... ›Verdammte Scheiße, was ist hier nur los ...?‹

»Machen Sie mich frei? Sie sollen mich losmachen!«, versuchte ich zu brüllen.

Kein verständlicher Laut entsprang meiner Kehle, die vollgestopft war mit irgendwelchem Stoff, Papier oder keine Ahnung was. Ich wollte nicht hier liegen. Ich erkannte, dass es derselbe alte Teppich wie vor über 27 Jahren war. Er wurde zwar weitestgehend gereinigt, aber niemals vollends gesäubert. Mein Dad hatte sich darum nicht gekümmert, und Mrs. Crossfield war es offensichtlich ebenfalls egal. Wahrscheinlich ahnte sie noch nicht einmal, was diese Einfärbungen in dem veralteten Stoff zu bedeuten hatten.

Eineinhalb Schritte von der Stelle, wo ich jetzt lag, hatte ich mit Linda und geöffneter Pulsader gelegen. Die Ränder des gefärbten Bodens waren noch immer zu erkennen. Nicht deutlich, wenn man jedoch davon musste, war der Vorgang nicht zu leugnen. Mein Gesicht lag in der getrockneten und gereinigten ehemaligen Blutlache auf dem Teppich. ›Warum haben die den nicht ausgetauscht, verdammt? Sind die alle krank?‹

Meine Erregung steigerte sich. Ich schrie. Der gedämpfte Laut drang gerade mal bis zu Mrs. Crossfield. Er löste eine Panikattacke in mir aus. Geknebelt und gefesselt rollte ich im Raum umher und kroch, so gut ich konnte, in eine andere Ecke. Es dauerte lange, bis ich mich bemerkbar fortbewegte, aber beharrlich legte ich Stück für Stück zurück. Die alte Dame stand ganz ruhig da. ›Was ist das für eine Frau?‹

Als sich mein Herzschlag nach einer Minute wieder zu beruhigen begann, setzte sich Mrs. Crossfield wieder in Bewegung. Offenbar beachtete sie mich kaum und schritt an mir vorüber - an die Stelle, woher sie gekommen war. Sie nahm auf einem Sessel am anderen Ende des Raumes Platz, wo sie sicher zuvor schon im Dunkeln gesessen hatte. Wo sie scheinbar auf mein Erwachen gelauert hatte.

Mit aufgerissenen Augen und heftig schnaufend starrte ich sie an. Sie holte keine Hilfe. Ich war in ihren Augen ein Krimineller. Was hatte sie vor?

Dann begann sie mit ihrer alten, fast schon krächzenden Stimme zu sprechen. »Bist du dann endlich mal fertig, Jungchen?« Sie zeigte mir ihre Überlegenheit mit jeder Faser ihres Körpers und mit ihrem Tonfall.

Meine Erregung konnte ich nur schwer unterdrücken. Ich brüllte, sie sollte mich losmachen, mich freilassen. Kein erkennbares Wort kam jedoch aus meinem Munde. Mrs. Crossfield hörte sich alles sehr geduldig an, verstand zwar kein Wort, aber wartete, bis ich mich beruhigt hatte. Atemlos lag ich da und konnte nicht mehr schreien. Es hörte mich ohnehin niemand.

»Du hältst jetzt mal den Mund«, raunte Mrs. Crossfield harsch.

Ich begriff sofort, dass sie es ernst meinte, denn es lag keinerlei Aufregung in ihrer Stimme. Ohne dass sich ihre Gesichtszüge regten, blickte sie mich an, als sich allmählich auch meine Atmung normalisierte. Wie hätte ich es aus dieser Situation schaffen können, ohne dass ich dieser Frau signalisierte, dass ich kooperieren wollte? Also fügte ich mich ihrem Willen. Ich wurde still. Lauschte.

»So ist es gut, Jungchen.« Ein winziges Lächeln huschte über ihre Wangen. Jedoch nichts, was auf Güte oder Erbarmen schließen lassen konnte. Sie hatte den ersten Sieg eingefahren. Sie brachte mich zur Räson.

Ich hörte ihr zu.

»Du musst wissen, dass ich in meinem Leben schon einiges mitgemacht habe. Das macht man wohl automatisch, wenn man so lebt, wie ich es hier tue. Es ist nicht einfach, hart ist es außerdem. Nur kommt man eben nicht so leicht heraus, wenn man einmal in solch einem Bunker lebt wie hier. Ich kenne wohl jede Niederträchtigkeit, die ein Mensch vorzuweisen hätte. Da wirst du mich nicht übertölpeln können, Jungchen. Du machst das nicht oft, oder?«

Ganz klar, sie hielt mich für einen Trickbetrüger, einen Einbrecher oder dergleichen. Wie konnte ich ihr nur klarmachen, was ich hier wirklich vorhatte? Ich musste warten, ausharren.



Erst wenn sie mich reden ließe, dann würde ich zur Aufklärung beitragen können.

»Ich bin in den letzten Jahren schon«, sie dachte kurz nach, »fünfmal überfallen worden. Das machen sie gerne mit alten Menschen. Sie denken, da hätten sie leichtes Spiel«, führte Mrs. Crossfield aus. »Beim ersten Mal war das auch so. Ich hatte nicht damit gerechnet. Als es das zweite Mal passierte, sollte der Ärmste«, sie kicherte leise in sich hinein, »nicht so viel Glück haben.«

»Der Ärmste? Was ist mit ihm passiert?«, fragte ich mich.

»Er wird niemals mehr jemanden überfallen«, lachte die alte Dame und ihre faltigen Gesichtszüge glätteten sich für einen Moment, bevor sie wieder ihren ursprünglichen Zustand einnahmen und die Frau mich ernst betrachtete. »Der dritte und der vierte Kerl, die mir hier ans Leder wollten, hatten Glück und kamen davon. Der Fünfte bist nun du, Jungchen.«

Ich schluckte, auch wenn sich kaum noch Speichel in meinem Rachen befand. Was hatte das zu bedeuten?

»Siehst aus wie ein Vertreter mit deinem Anzug. Gute Idee, aber du hättest dich rasieren sollen. Ach ja, meine Wäsche mache ich noch immer selbst. Nur zu deiner Information, wenn du immer noch behaupten möchtest, du würdest von der Stadt kommen. Schlechte Vorbereitung, würde ich sagen.«

»Ich wollte ihnen nichts zu leide tun«, rief ich und versuchte, dabei irgendein klares Wort zu formulieren. »Ich wollte mich nur umsehen ...«

»Sei ruhig, Jungchen!«

»Es tut mir leid, wenn ich in Ihre Wohnung ...«

Mrs. Crossfield erhob sich von ihrem Sessel, während ich weiterplapperte.

»Wenn Sie mich losmachen, bin ich sofort wieder ...«

»Du sollst ruhig sein!«, schrie sie plötzlich und drosch mir ihren Spazierstock ohne weitere Vorwarnung mit einer Härte auf mein rechtes Schienbein hinter meinem Rücken, dass ich nur noch vor Schmerz aufjaulen konnte. Ohne sich zu regen, stand sie neben mir und wartete, bis ich aufhörte zu schreien. »Sei nun bitte still, Jungchen. Wir wollen doch nicht, dass mein Stock

noch zu Bruch geht. Ich bin doch eine alte Frau. Was wäre ich denn ohne meinen Stock?»

Mein Bein brannte, stach, pochte gleichzeitig. Die Bosheit der Frau übertrug sich auf meine Schmerzen. Ich ahnte, was in ihr vorgehen musste. Mrs. Crossfield war alles andere als eine der braven alten Damen, die man aus dem Stadtpark kannte, die mit ihren Enkeln die Nachmittage verbrachten, um dann den Abend vor dem Radio oder dem Fernseher zu sitzen. Sie hatte Spaß daran, dass ich hier war. Ich war ihre neuerliche Unterhaltung.

»Wo war ich stehen geblieben?«, meinte sie dann, als sie sich auf ihrem Platz wieder niederließ. »Ach, ja, du bist Nummer fünf.« Sie schüttelte mit dem Kopf. »Was ist das denn für eine Art, eine 81-Jährige veralbern zu wollen? Was kann man hier schon holen? Geld? Für das bisschen lohnt sich das nicht. Wie ein Junky siehst du mir auch nicht aus, dass du für die paar Scheinchen eine Rentnerin auf der Strecke lassen würdest? Ich bin mir aber sicher, dass ich es bei dir nicht einfach gehabt hätte, wenn ich noch etwas gewartet hätte. Du bist ganz gut beisammen. Naja, ... kam ja anders.« Sie lachte auf und hustete dabei leicht.

Man merkte Mrs. Crossfield ihr hohes Alter an. Jedoch auch, dass sie noch recht vital durchs Leben ging. Sie hatte ein gesteigertes Selbstbewusstsein, dessen Herkunft nicht klar wurde. Wahrscheinlich hatte sie tatsächlich schon Einiges erlebt und glaubte, erhaben über alles und jeden zu sein.

»Der erste kleine Mistkerl, der mich überfallen hat, ist ähnlich vorgegangen wie du. Er stand einfach vor der Tür und hat mich in ein Gespräch verwickelt. Irgendetwas mit einer Spende - so was Gemeinnütziges angeblich. Hat mir von Projekten erzählt, hat sich im Gegensatz zu dir wirklich gut vorbereitet. Die Story war gar nicht übel. Zehn Minuten später lag ich drüben in der Küche mit einem gebrochenen Bein. Nur deswegen habe ich heute meinen kleinen Begleiter.« Sie hob für einen Moment ihren Stock an, wodurch ich verstand, was sie meinte.

Das mehrlagige Klebeband um meinen Kopf zog und zerrte an meiner Haut. Es wurde zunehmend unangenehm, einen Knebel im Mund zu haben. Ich versuchte, meine Muskulatur zu ent-

spannen, schaffte es aber nicht, sodass ich meinen Kopf streckte und von der linken Körperhälfte auf die rechte rollte, wo ich zunächst abwartete.

Mrs. Crossfield beeindruckte das alles gar nicht. Sie sah, was ich tat, registrierte es und ließ es unkommentiert. Scheinbar war ihr lediglich wichtig, dass ich nicht herumbrüllte.

»Entschuldige, bitte, wenn ich dir vorhin noch einmal einen Klaps geben musst«, sagte sie dann, und ich dachte: »Von wegen Klaps. Ich kann froh sein, dass du mir nicht mein Schienbein zertrümmert hast.«

»Es unterhält sich aber doch viel besser, wenn man nicht so brüllt, denke ich. Und ich bin davon überzeugt, dass du der gleichen Meinung bist.« Während sie dies sagte, strich sie über den Griff ihres Spazierstocks, den sie mir zu Anfang ins Gesicht geschleudert hatte.

»Zu Anfang?«, in diesem Moment wurde mir bewusst, dass mir nicht klar war, wie lange ich schon hier lag. Nach meinen Schmerzen in der Schulter, im Nacken und nach meinem Durst zu urteilen, waren es schon einige Stunden. Es hätten jedoch auch nur ein paar Minuten sein können. Das Gewebe in meinem Mund saugte meinen Speichel auf und ließ meinen Rachen umso trockener erscheinen. »Wie lange muss ich hier noch aushalten?«

In meinen eigenen Gedanken versunken, hörte ich die Worte Mrs. Crossfields nur unterdrückt. Ich verfolgte ihre Sätze einfach nicht mehr aufmerksam, da mir klar war, dass sie sich mitteilen wollte und ich nur warten musste. Vielleicht war mein Desinteresse ein Weg, dass sie mich entweder frei ließ oder die Cops holte. Sie redete und redete. Eine alte Frau, die scheinbar niemanden mehr hatte und deswegen jemanden brauchte, der endlich ein Gesprächspartner für sie war. Auch wenn meine Lage makaber und ausweglos erscheinen sollte.

Sie erzählte von den Überfällen, die meine vermeintlichen Vorgänger durchgeführt hatten. Sie berichtete, wie sie den Zweiten bestrafte, für das, was der Erste ihr angetan hatte. Ich bekam am Rande mit, wie es Nummer drei und Nummer vier durch einen Zufall schafften, aus ihren Fängen zu entkommen, als ich wieder hellhörig wurde.

»In meinen 81 Jahren habe ich schon eine Menge gesehen«, erzählte Mrs. Crossfield und begann wieder zu kichern. »Allein mit meinen Ehemännern. Ich hatte drei Stück. Kannst du dir das vorstellen, Jungchen?«

Die Frage riss mich aus meinen Gedanken, und ich versuchte mit den Schultern zu zucken, was mir nicht gelang. Etwas schien sie zu belustigen. Entweder mein Anblick oder die Vorstellung, dass sie schon drei Männer gehabt hatte – was für eine Frau ihres Jahrgangs sicher eine Menge gewesen sein musste.

»Drei Stück. Und alle habe ich sie überlebt. Naja, welcher Mann wird heutzutage auch über 80 Jahre alt«, sinnierte sie, »die wenigstens. Männer sind zudem auch häufiger die Älteren in einer Ehe, leben aber kürzer. Somit kommt es häufig dazu, dass alte Frauenzimmer wie ich, irgendwann alleine leben müssen.« Sie kicherte, obschon die Erkenntnis ihr nicht neu gewesen sein konnte. »Eigentlich müssten doch die Kerle als die Jüngeren in eine Ehe gehen, damit ein Paar möglichst zeitnah gemeinsam stirbt. Verstehst du? Jedenfalls, wenn der Tod eine natürliche Ursache hat.«

»Wenn der Tod eine natürlich Ursache hat?«, dachte ich, dabei musste Mrs. Crossfield irgendeine Reaktion in meinem Gesicht gesehen haben.

»Ach, du denkst, dass sie alle drei nicht natürlich von mir gegangen sind?«, fragte sie, ohne eine Antwort zu erwarten. »Nein, nein, keine Angst, der Dritte ist ganz sanft entschlafen. Mein guter, alter Bill.«

In diesem Moment stieg Angst in mir auf. Sie war eine Frau, die einen erwachsenen Mann, ohne Reue zu zeigen oder nervös zu werden, bewusstlos schlagen und auf diese Art fesseln konnte, wie sie es mit mir getan hatte. Und nun erzählte sie mir, dass nur ihr dritter Ehemann auf natürliche Weise gestorben war. Was ist mit den anderen beiden passiert? Wie sind die gestorben? Sind sie getötet worden? Hatte Mrs. Crossfield etwas damit zu tun gehabt? Zugetraut hätte ich es ihr nach dem Ablauf unserer kurzen, aber intensiven Bekanntschaft.

»Mit meinen beiden anderen Männern lief es nicht ganz so gut, musst du wissen. Igor Sawarski hieß er. Sawarski. Dieser Name

liegt so weit zurück. Ich bin nicht ganz sicher, ob es hundert oder 150 Jahre her ist. Es fühlt sich auf jeden Fall sehr, sehr lange an ...«, Mrs. Crossfield schien für einen Moment in Gedanken versunken, fing sich aber schnell wieder, »naja, was soll ich sagen? Schau mich nicht so fragend an. Er hat viel getrunken und mich schlecht behandelt. Da musste einfach auch mal etwas passieren.«

Es wurde mir klar, dass sie für seinen Tod gesorgt haben musste. Erschrocken von dieser Erkenntnis und voller Furcht blickte ich sie an.

»Naja, ich kann das heute ganz offen erzählen. Glaubt mir ohnehin keiner mehr und die paar Jahre, die mir noch bleiben, stecken sie mich sowieso in kein Gefängnis. Viel zu teuer.« Sie jauchzte laut auf. »Auch nicht übel, oder? Da kommt man nicht mehr ins Gefängnis, weil es den Steuerzahler zu viel Geld kosten würde. Verrückt.«

Was war nur mit ihrem Mann passiert? Sie konnte die Frage förmlich in meinen Augen lesen.

»Was mit Igor geschehen ist? Ach, das würde zu lange dauern, dir das nun groß und breit zu erzählen. Wir haben ja nicht so viel Zeit.«

Wollte sie mich gehen lassen? War das der Grund für ihren Anflug von Eile? Ich hoffte es so sehr.

»Tja, und mein zweiter Mann, der hat es auch nicht lange ausgehalten«, jedoch hob sie schnell ihre Arme, »damit habe ich aber nichts zu tun. Das war allein seine Entscheidung. War ein bisschen irre, oder so. Aber damit hast du ja auch schon deine Erfahrung gemacht, wie ich gesehen habe.«

Ich runzelte die Stirn. Was meinte sie? Warum sollte ich irre sein?

Sie spürte, dass mir dies durch den Kopf ging und lieferte mir sogleich die Antwort. »Na, die Narbe an deinem Handgelenk. Scheinbar wolltest du auch Schluss machen.«

Sie musste es gesehen haben, als sie mich gefesselt hatte.

»Allerdings, wie du sicher schon gemerkt hast: Du musst längs schneiden, nicht quer. Ist effektiver«, sie kicherte wieder, »ich

denke, das nächste Mal wirst du es richtig machen. Wie mein Mann.«

Hatte er sich auch die Pulsadern aufgeschnitten?

»Ach so, nein, nein, er ist kein Risiko eingegangen. Er wollte nicht gefunden werden und dann noch gerettet und diese ganzen Sachen. Er war fest entschlossen und ist dann vom Balkon gesprungen. Hier zwei Stockwerke oben drüber, weiter hinten im Komplex.« Sie zeigte mit dem erhobenen Finger in Richtung der Zimmertür.

Vom ... Balkon ...? Plötzlich sah ich die Frau mit vollkommen anderen Augen. Ich glaubte, sie wiederzuerkennen. Aber natürlich, das war ... Mrs. McCurdy. Ohne Zweifel. Wie alt ist sie bei dem Sturz ihres Mannes gewesen, den ich als Kind beobachtet hatte? Anfang 50 etwa? Nach ihrer Aussage war sie 81. Es passte alles zusammen. Bill Crossfield musste ihr dritter Mann gewesen sein, den ich nicht kannte.

»Was ist denn los?«, fragte sie, denn sie bemerkte, dass ich sie eigenartig anstarrte. »Glaubst du mir nicht? Ich habe ihn nicht getötet oder geschubst. Er ist ganz alleine gesprungen. Ganz ehrlich.«

»Ich glaube Ihnen Mrs. McCurdy«, wollte ich sagen und erstmals schien sie zu interessieren, was ich von mir geben wollte.

»Was sagst du?«

Ich wiederholte meine Worte, sodass sie mir näher kam. Sie schritt durch den Raum zu mir und beugte sich kurz vor mir hinunter. Wieder strengte ich mich an, vor allem den Namen »Mrs. McCurdy« möglichst deutlich hervorzubringen. Aber selbst ich hätte mich nicht verstanden.

»Warte hier«, sagte sie und ging zur Tür, dann drehte sie sich lächelnd zu mir. »Na, du weißt schon, wie ich das meine.«

Für wenige Augenblicke hatte ich die Hoffnung, in ihr etwas ausgelöst zu haben, was mich aus meiner Lage befreien konnte. Es dauerte nicht lange, da erschien sie wieder. In der einen Hand noch immer ihren Stock haltend, in der anderen ein ... ein Teppichmesser. Hoffentlich hatte sie nicht das vor, was ich befürchtete. Anstatt jedoch meine Fesseln durchzuschneiden, kniete sie sich zu mir hinunter. Ihre alten Knochen krachten, und

man merkte ihr deutlich an, dass es ihr nicht besonders leicht fiel. Jedoch war sie für eine über 80-jährige körperlich noch gut beieinander. Wie hätte sie mich sonst in diese Situation bringen können?

Aber sie widmete sich nicht den Schnüren um meinen Handgelenken oder meinen Knöcheln. Sie sagte: »Beweg dich jetzt bitte nicht, Jungchen«, und setzte die Spitze des Messers auf dem Klebeband über meinem Mund an. »Das kann nun wehtun, wenn du zappelst«, warnte sie mich, und ich wagte es nicht, mich zu rühren. Sie schnitt gekonnt und in größter Vorsicht das Klebeband längs auf, sodass ich meine Lippen wieder einigermaßen bewegen konnte. Halb spie ich, halb zog sie das Tuch aus meinem Rachen. Die Erleichterung, nicht mehr diesen Fremdkörper im Mund zu haben, steigerte sich in eine Art Glücksgefühl. Ich hustete, bewegte meine Zunge wieder, die halb taub geworden zu sein schien und hörte nur die alte Dame sagen: »Was hast du gesagt, Jungchen?«

Ich wiederholte: »Ich glaube Ihnen, Mrs. McCurdy.«

Sie erhob sich, runzelte die Stirn. Ihr Blick schweifte ab. »Mrs. McCurdy«, hörte ich sie leise sagen. »Woher ...?«

In einem Anflug von Überheblichkeit hatte ich nun das Gefühl, einen Nerv getroffen zu haben. Sie würde nun sicher fragen, woher ich das wusste, woher ich diesen Namen kannte, ich könnte mich erklären, und es würde sich alles auflösen. Diese gesamte missliche Lage.

Stattdessen hob sie ihren Stock und schlug ihn mir an den Schädel. Dorthin, wo sie schon einmal hart getroffen hatte. Die Wirkung war auch diesmal die gleiche.

Ich sah hinüber zu Linda. Sie rutschte an der Wand entlang und glitt in ihre eigene Pfütze aus Blut. Ihre Kleidung war getränkt damit. Ihre linke Gesichtshälfte lag darin. Meine Tränen konnte ich nicht mehr zurückhalten. Sie war nun bei Mummy. Ich wollte ihr folgen. Die Klinge ruhte auf meinem rechten Handgelenk.

Das Blut quoll aus meinem linken. Ich musste es nur tun, dann würde es auch nicht mehr lange dauern. Der Mut hatte mich allerdings verlassen. Mein Wille, Linda zu begleiten und vor Dad zu fliehen, war da, nun spürte ich aber, dass ich nur ein Jangles war – ein Feigling. Wie mein Dad schon ein Feigling gewesen war und seine Kinder für seine eigenen Fehler verantwortlich gemacht hatte - sie dafür schlug und misshandelte. Wie auch schon meine Mum, die geflüchtet war – sicher ebenfalls aus Feigheit.

»Aber eigentlich ist Mummy nicht fortgegangen«, dachte ich und wollte ihr und somit mir mehr Courage zusprechen, »sie wurde uns entrissen«, ich schluchzte dabei, »es war doch alles anders geplant.«

Es vergingen nur wenige Sekunden, da kamen bereits Fremde in das Zimmer gerannt. Männer in weißen Anzügen. Sie waren aufgeregt und sprachen durcheinander. Mir ging alles zu schnell. Keinen weiteren Moment ließen sie verstreichen und griffen mir unter die Achseln, um mich mitzunehmen. Aus dem Augenwinkel sah ich noch, wie auch Linda von einem Mann hochgehoben wurde und sie leblos an ihm herabhing. Er verharrte eine Sekunde und legte sie dann still, andächtig und vorsichtig wieder an einer andere Stelle im Zimmer nieder.

Mein Weg nach unten war nun rasant. Das Treppenhaus schoss an mir vorüber. Hinter mir und dem Mann, der mich gepackt hatte, sah ich mein Blut auf den Boden tropfen. Er wollte mich sicher retten oder so was. Jedenfalls nicht zu Mummy lassen. Warum hatte er mein Handgelenk nicht zuvor behandelt? Gesichter, die ich aus dem Haus kannte, sahen mich an. Wo war Daddy? War er nicht gekommen, um zu sehen, wie es mir ging?

Als die Ausgangstür des Complex West sich öffnete, schien mir die Sonne in die Augen. Es war so hell. So wahnsinnig hell. Ich konnte es kaum ertragen. Einen Wimpernschlag später lag ich bereits in einem Krankenwagen. Und was mir der Fremde mit dem weißen Anzug gab, war ... ein Glas Wasser. Ich trank. Ich trank das Glas vollkommen leer. Dann stellte er dieses Glas hinter sich wieder hin und drehte sich mit einem neu gefüllten zurück zu mir. Auch dieses trank ich aus. Ein drittes ebenfalls.



Ich trank und trank. Doch mein Durst war unstillbar. Ich trank ... mein Durst ... Wasser ... Durst ... was ...? Wo ...? Durst ...

Der Schleier vor meinen Augen lichtete sich recht schnell. Ich wusste, wo ich mich befand, und ich realisierte, dass ich meinen Durst in meinen Traum projiziert hatte. Wasser. Ich brauchte einen Schluck Wasser. Wo war Mrs. Crossfield, oder sollte ich Mrs. McCurdy sagen? Besser, wenn ich sie darauf nicht mehr ansprach.

Die Tür des Zimmers stand offen, in dem das Licht gelöscht worden war. Der Lichtkegel von draußen erreichte mich nicht. Ich wollte hier weg. Es war Bestrafung genug, für so lange Zeit geknebelt verharren zu müssen, aber nicht auch noch in diesem Raum, in dem meine Schwester gestorben war. Auf dem gleichen Teppich. Ich spürte ihren Geist um mich, auch wenn ich im Unterschied zu meiner Kindheit nicht mehr daran glaubte, dass es ein Leben nach dem Tod gab. Das Gefühl umgab mich, dass sie und Mummy auf mich herabsahen. Herab, weil sie irgendwo dort oben waren, aber auch herab, weil sie mich verabscheuten. Was für ein erbärmliches Bild musste ich abgeben. Ihr Sohn und Bruder kauerte auf dem Boden. Winselte um Gnade. Was für ein armseliges Leben führte ich auf der Flucht vor meinem eigenen Ich. Wie beschränkt war es, sich selbst zu verleugnen und als Gooding so zu tun, als wäre ich etwas Besonderes? Wie schäbig war es, seine Herkunft abzustreiten? Man konnte doch nichts dafür. Man hatte als Kind doch keine Chance. Warum gab ich meinen Namen ab? Ich wollte kein Jangles mehr sein, weil ich ein Feigling gewesen war. Aber auch als ein Feigling wollte ich jetzt versuchen, mein Leben wieder weiterzuleben. Meine Frau wartete doch auf mich. Wie kam ich hier nur raus? Meine Raupen ähnlichen Bewegungen, die mich dem Ausgang näher bringen sollten, waren schmerzhaft und beschwerlich.

Dann hörte ich wieder Schritte. Ich zuckte zusammen. War es wieder diese Alte? Würde sie mich erneut schlagen? Ich sah nach

wenigen Augenblicken den Schatten von Mrs. Crossfield. Sie kam wieder zurück. Die Panik in mir wuchs. Was konnte ich tun? Rein gar nichts.

Als sie die Tür meines alten Kinderzimmers erreichte, blickte sie auf mich nieder. Kalt, erzürnt und boshaft zugleich. Ich hatte mit meiner Aussage einen Nerv getroffen, der sich jedoch nicht positiv auf mich auswirken sollte. Ich dachte nach, was ich nun am besten sagen konnte. Irgendwie musste ich die Möglichkeit bekommen, ihr alles zu erklären. »Mrs. Crossfield, hören Sie ...«

Weiter kam ich nicht, den dann flog die Tür des Zimmers zu. Mrs. Crossfield hatte sie geschlossen, bevor ich mehr von mir geben konnte. Hilflös blickte ich durch den dunklen Raum. Ich hätte brüllen können, hätte ihr hinterherrufen können, weswegen ich hier war, doch ich hatte Angst vor ihrem Zorn. Wenn ich sie erboste, weil ich herumschrie, wäre die Gefahr groß, dass sie wieder erschien und mich mit ihrem Spazierstock traktierte. Sicher hätte ich mich dann nach einer weiteren Traumphase mit dem Tuch im Mund wiedergefunden.

So blieb ich ruhig. Mein Herz raste vor Angst zwar die ganze Zeit, aber ich gab keinen Mucks von mir. Ich wollte warten. Warten, bis sie wieder erschien und dann in aller Ruhe erläutern, was ich zum Teufel noch einmal in diesem verdammten Complex West tat. Dass es ein Zufall war, dass ausgerechnet sie in unser altes Apartment gezogen war, dass ich vor der Tür stand, als sie nach Hause gekommen war. Dass ich doch gar nicht eindringen wollte und ihr die Wahrheit über mein Erscheinen von Anfang an offenbaren wollte, verflucht. Das konnte doch alles nicht wahr sein. Wofür wurde ich denn nur bestraft? War ich solch ein schlechter Mensch gewesen, dass nun Gott oder wer auch immer auf mich schiss? War es denn ein so großer Fehler gewesen, sehen zu wollen, wo man seine Kindheit verbracht hatte? Was war das hier überhaupt für ein verdammtes Gebäude? Complex West. Wohnten hier nur Irre? Diese Alte, ihr durchgeknallter Ex-Mann, mein Vater, der Mistkerl, ... meine Mutter und meine Schwester starben hier. Hier, wo ich jetzt lag. Was war das für ein verteufelter Ort? Warum hatte ich nur die

beschissene Idee gehabt, wieder hierher zurückzukommen? Hatte es mich schon immer verfolgt?

Ich weinte und verzweifelte, als ich in dem Zimmer lag. Völlig allein. Ich hörte keinen Laut. Ob Mrs. Crossfield noch vor der Tür stand oder das Apartment verlassen hatte, konnte ich nicht ausmachen. Ein Gefühl für Zeit hatte ich schon lange nicht mehr. Es mussten Stunden gewesen sein. Mein Durst wuchs und zerriss mich innerlich. Was hätte ich nur für einen einzigen Schluck Wasser gegeben?

Ich dümpelte vor mich hin. Schlaf sollte mich nicht wieder umgeben. Der Traum meiner Kindheit durfte nicht wieder Besitz von mir ergreifen, und ich wollte das Erscheinen von Mrs. Crossfield nicht verpassen. Wenn sie die Tür öffnete, musste ich bereit zu einem Gespräch sein. Jedoch passierte nichts. Mehr als schluchzen und mich selbst bemitleiden konnte ich nicht. Ich wollte nur zurück zu Claire. Sie sollte mir über mein Gesicht streichen und mir zeigen, dass sie mich liebte. Egal, was für ein elender Feigling ich war. Ich wollte hier weg.

Nach einer Zeit öffnete sich für mich kaum bemerkbar die Tür. Ich hatte mich von meiner ursprünglichen Position näher herangerobbt und lag nun im einfallenden Lichtkegel. Meine Augen gewöhnten sich nach der langen Zeit in der Dunkelheit nur langsam an die Helligkeit. Ich glaubte, die Silhouette von Mrs. Crossfield zu erkennen. Gerade als ich Luft holte, um etwas zu sagen, sah ich, wie sie in meine Richtung nickte und meinte: »Da ist er!«

Er betrat den Raum, und ich wusste sofort, wer er war. Für einen Moment überkam mich ein Anflug von Erleichterung. Ein leises Gefühl von Glück. Jedoch verflog dieses abrupt, als ich bemerkte, dass ihn mein Anblick nicht sonderlich rührte. Ein Mann lag gefesselt im abgedunkelten Zimmer auf dem Teppich und verursacht keinerlei Verwunderung oder gar eine fragende

Miene? Er war vollkommen ruhig und trat an mich heran. Vor mir ging er in die Knie und blickte mir direkt in die Augen. Er legte Zeige- und Mittelfinger unter mein Kinn, zog meinen Kopf etwas nach oben, um mich zu betrachten. Versuchte, meine Gedanken zu lesen.

Mr. Gillager war älter geworden. Ohne Zweifel. Die Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sein Schnauzbart war damals nicht silbergrau gewesen. Sein Haar hatte insgesamt mehr etwas Dunkles und war voller gewesen. Die Falten waren mehr geworden, und an seinen Händen konnte ich erkennen, dass er noch bis zu seiner Rente gearbeitet haben musste - vielleicht tat er das sogar immer noch? Damals war er so etwas wie die gute Seele des Hauses gewesen. Wenn es etwas zu reparieren gegeben hatte, wurde Mr. Gillager geholt. Ist etwas zu Bruch gegangen: Mr. Gillager hatte es entfernen oder in Ordnung bringen können. Er war als Hausmeister Mädchen für alles gewesen und bei Tag und Nacht ansprechbar. Hatte es eine Mrs. Gillager gegeben? Hatte auch jetzt Mrs. Crossfield ihn geholt, weil er ihr helfen sollte? Und weswegen blieb er bei meinem Anblick kühl und absolut ruhig?

»Was wolltest du hier?«, fragte mich Mr. Gillager gelassen.

»Ich ... ich wollte Mrs. Crossfield nicht überfallen«, stammelte ich. »Machen Sie mich bitte los?«

»Woher kennst du den Namen ›McCurdy?‹«

Ich war nicht sicher, weswegen der Name diese eigenartige Stimmung auslöste, versuchte jedoch, bei der Wahrheit zu bleiben. »Ich war dabei, als sich Mr. McCurdy vom Balkon gestürzt hat. Früher ...«

»Er lügt!«, rief Mrs. Crossfield aus dem Hintergrund. »Er hat gesagt, er kommt von der Stadt und hat dann meine Wohnung durchsucht. Er lügt, sage ich dir. Dass sich John vom Haus gestürzt hat, weiß er von mir.«

Mr. Gillager nickte kurz mit dem Kopf, und die Alte schwieg. Er wandte sich wieder mir zu, sodass ich meine Erzählung fortsetzen konnte.

»Früher habe ich mal hier gewohnt. Hier in dieser Wohnung. Ich wollte von Mrs. Crossfield nichts. Ich stand nur in der Nähe

der Wohnungstür, als sie plötzlich durch den Flur gelaufen kam. Ehrlich. Machen Sie mich bitte los, Mr. Gillager!«

Als ich seinen Namen sagte, horchte er auf. »Wie lange soll das nun her sein, dass du hier gelebt hast?«

Ich konnte nicht mehr. Meine Muskeln, meine Knochen, alles tat mir weh. Ich war lediglich in der Lage zu sagen: »Etwa ... 27 Jahre.«

Für ein paar Sekunden schien Mr. Gillager darüber nachzudenken. Er zog die Stirn kraus und fragte: »Bist du Steve?«

»J-ja.«

»Steve Jongles? Du hast hier mit deinem Vater, deiner Mutter, deiner Großmutter und deiner Schwester Sarah gelebt?«

»Was?« Sein Erinnerungsvermögen musste da etwas durcheinander gebracht haben. »Nein. Das stimmt so nicht.«

»Hab ich doch gesagt«, rief die alte Crossfield wieder. »Der Typ lügt. Weiß der Teufel, wo der die Information über mich her hat.«

»Schschsch ...!«, machte Mr. Gillager und warf ihr einen Blick zu, der sie sofort zum Schweigen brachte.

Mrs. Crossfield zeigte keine Angst, doch gehörigen Respekt. Sie würde nichts mehr sagen, als er wieder zu mir sah, soviel war klar.

»Ich bin Steve Gooding«, Mr. Gillager verstand meine Ausführung natürlich noch nicht und blickte leicht irritiert. »Seit meiner Heirat heiße ich so. Damals war der Nachname meiner Familie nicht Jongles, sondern Jangles. Eine Großmutter hat nie bei uns gelebt, ... und ... und wenn sie mir noch immer nicht glauben können: In diesem Zimmer sind meine Mutter und meine Schwester Linda gestorben. Linda, nicht Sarah.«

Die Augen des Hausmeisters weiteten sich. Er schien zu verstehen. Seinen Kopf drehte er zu Mrs. Crossfield. »Doris, bring mir das Messer.«

Die Arme und Beine wieder bewegen zu können, schmerzte mehr als erwartet. Ich kroch in die Ecke des Raumes, während Mr. Gillager mit dem Messer in der Hand und Mrs. Crossfield mit ihrem Spazierstock auf mich niedersahen. Ich stöhnte auf und genoss gleichzeitig, dass das Blut wieder ungehindert durch meine Gliedmaßen fließen konnte. Die Gelenke waren teilweise aufgescheuert, aber der Schmerz ließ insgesamt nach. Eine erhebliche Verbesserung meiner Lage.

Mr. Gillager schritt mit dem Messer in der Hand zum Sessel im Raum, setzte sich und starrte mich an. Mrs. Crossfield blieb an der Tür stehen, als würde sie mir den Fluchtweg versperren und drehte leicht an dem Dimmer. Das Licht kam über den Raum, wodurch ich den Hausmeister deutlicher sehen konnte.

»Steve Jangles«, murmelte er und machte eine Pause.

Ich wagte nichts zu sagen und nickte nur zaghaft.

Einige Sekunden herrschte Stille in dem Zimmer. »Warum bist du zurückgekommen?«, wollte Mr. Gillager dann wissen.

»Warum?«

Sein Nicken bestätigte meine Frage.

»Ich wollte mich erinnern. Alles noch einmal sehen.«

»Was? Complex West?«

Nun nickte ich wiederum.

»Junge, du hättest dort bleiben sollen, wo du warst. Das ist kein Ort mehr für dich. Du bist fortgebracht worden. Du hattest Glück. Hast ja gesehen, wohin dich deine Lust auf Erinnerung geführt hat.«

Ich blickte Gillager an. Er wusste genau, woran ich mich erinnern konnte. Das wurde mir nun klar. Er kannte meine Geschichte und die meiner Familie. Der Hausmeister war ein Teil meiner Vergangenheit.

»Ich war damals da, als Carl an meiner Tür zusammengebrochen war«, begann der alte Mann zu erzählen. Seine Stimme klang warm, fast schon sanft. Fast, als würde er in aller Ruhe aus einem Märchenbuch vorlesen. »Ich hatte deinen Vater schon in vielen verschiedenen Phasen seines Lebens erlebt. Als ich ihm und deiner Mutter die Wohnung gab, Linda und du, ihr wart

noch kleine Kinder, da schien er glücklich. Mir war sofort klar, dass das nicht so bleiben würde.«

Verwundert blickte ich ihn an. Wie hatte er das ahnen können?

»Ich hab hier schon Einiges gesehen. Menschenkenntnis ist etwas, das man über die Jahrzehnte lernt. Bei deinen Eltern war von Anfang an etwas nicht in Ordnung. Dabei kann ich dir gar nicht sagen, ob es dein Vater oder deine Mutter gewesen war. War zuerst das Huhn oder das Ei?«

Allmählich wurde ich innerlich ungehalten. Er sollte so nicht über meine Mutter reden.

»Ich weiß nicht, an wie viel du dich erinnern kannst, Junge. Weißt du, wie viele Abende du mit Linda in meinem Apartment gegessen hast, weil dein Vater nicht fähig gewesen war und deine Mutter zu aufgelöst, um sich um dich und Linda zu kümmern?«

Ich konnte mich an kein einziges Mal erinnern. Sagte Gillager die Wahrheit? Konnte das sein? Ich war wahrscheinlich viel zu jung gewesen, um mich daran noch zu erinnern. Also schüttelte ich den Kopf.

»Nein? Die »McTwin's«-Kekse? Ihr habt es geliebt, sie vor meinem Fernseher zu essen. Keine Ahnung mehr?«

Ich zuckte mit den Schultern. McTwin's sagte mir gar nichts. Ich kannte nicht einmal die Marke. Also hauchte ich leise: »Nein.«

»Schade. Waren ein paar schöne Momente mit uns dreien.« Es sah aus, als würde Mr. Gillager seufzen. »Dann kam aber schon bald dein Vater brüllend, kreischend und torkelnd, weil er euch überall gesucht hatte. Er hatte euch immer überall gesucht, auch wenn ihr jedesmal nur bei mir wart. Hinter meinem Sofa hat er euch immer gefunden und hat euch an euren kleinen Ärmchen in den Fahrstuhl gezerrt. Ich konnte nichts weiter tun. Es ist auch nicht das Schlimmste, mit einem trunksüchtigen Vater aufzuwachsen.«

Mein irritierter Blick veranlasste Gillager zu einer weiteren Bemerkung.

»Glaub mir, Junge. Es gibt weitaus unangenehmere Situationen.«

Was wollte mir der Hausmeister damit sagen? Hatte er selbst etwas Schlimmeres erlebt? Hatte er Schlimmeres beobachtet? Ich schaute ihn herabwürdigend an. Was wusste er denn schon?

»Als dein Vater dann an dem Tag, als du hier weggeholt wurdest, vor meiner Tür geradezu in sich zusammenfiel, wusste ich sofort, das wieder etwas Schreckliches passiert war. Ehrlich gesagt, hatte es mich überrascht, als du lebend aus dem Gebäude getragen wurdest.«

»Hatten Sie einen weißen Anzug an?«

»Ich? Wieso weißer Anzug?«

»Hatten Sie einen? Ich wurde von einem Mann hier herausgebracht, der einen weißen Anzug getragen hatte.«

Mr. Gillager musste auflachen. »Nein, Junge, auch wenn ich gerne derjenige gewesen wäre, der dich gerettet hätte, das war ein Sanitäter aus dem Hospital.«

Ich verstand. Meine Erinnerung an den letzten Tag in Complex West hatte nichts direkt mit Gillager zu tun. Er hatte sich um meinen Vater gekümmert und Hilfe geholt.

»Wo haben sie dich hingebracht?«, fragte er mich.

»Ins ›Children's Home of Dutchess County‹ unten in der Stadt. Dort war ich dann ein paar Jahre.«

Mr. Gillager hob den Kopf. »Ah, das Kinderheim. Hätte ich mir denken können. Auch kein schöner Ort, wie ich gehört habe.«

»Nein, kein schöner Ort.«

»Wie ist es dir ergangen?«

Ich holte tief Luft und sah zu Mrs. Crossfield auf, die noch immer grimmig schauend an der Tür stand. Für sie war ich noch immer der miese Eindringling. An den Gedanken, dass es alles nur ein Zufall gewesen war, welchen Eindruck ich bei ihr erregt hatte, konnte sie sich nicht gewöhnen. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging sie sodann den Flur entlang, um sich in ein anderes Zimmer zu begeben. Die Unterhaltung mit Mr. Gillager interessierte sie scheinbar herzlich wenig.

»Es war hart im Kinderheim. Ich galt immer als Außenseiter. Sie haben mich verprügelt, gequält - eben nicht gut behandelt. Was ich von Zuhause kannte, wurde nur anders - nicht besser.«



»Wer war dein Erzieher?«

»Im Kinderheim?« Ich wunderte mich über die Nachfrage.  
»Ein Mann namens Cliffart.«

Da begann der Hausmeister wieder zu lachen. »Oh, ja, dann muss es hart für dich gewesen sein. Da haben sie mal wieder den Bock zum Gärtner gemacht. Tut mir leid, Junge.«

»Sie kennen Cliffart?«

»Nun ja, sagen wir, wir sind alte Bekannte. Ungefähr das gleiche Alter. Fishkill ist ja nicht sehr groß. Da kennt man sich.« Gillager grinste in sich hinein.

Mir war klar, dass da mehr sein musste. Er kannte Cliffart besser, als er zugeben wollte. Es war für den Moment jedoch nicht wichtig.

Deswegen ließ ich meinen Gedanken von Mr. Gillager auch unterbrechen. »Und danach? Was ist aus dir geworden?«

»Nun, nach der Schule habe ich meine Frau kennengelernt. Ich bin mit ihr nach New York gegangen. Arbeite nun in der Firma ihres Vaters. Es hat sich alles zum Guten gewendet.«

Der Hausmeister nickte anerkennend. »Gratuliere. Du hast es geschafft.« Dann sagte er jedoch: »Aber was willst du dann hier? Was hattest du vor?«

Die Frage war schwer zu beantworten. Ich wusste es ja selbst nicht. Ich dachte laut nach: »Nun, ich wollte mich hier nur umsehen. Wollte in alten, wenn auch nicht gerade den schönsten Erinnerungen schwelgen. Immerhin habe ich hier einen Teil meiner Kindheit erlebt, hier meine Eltern zuletzt gesehen. Da ver-teufelt man nicht alles und jeden. Es gab auch nette Dinge, die ich noch im Kopf habe.«

»Aber nicht meine Kekse.«

Ich musste lachen. »Nein, sorry, dass weiß ich nicht mehr. Aber die große, gepflegte Wiese, der Waldrand, das sind alles Dinge, die sich fest in meinem Gehirn verankert haben.«

»Bist du schon auf dem Friedhof gewesen?«

Ich diesem Moment bekam ich einen Kloß im Hals. Ich dachte leise darüber nach, wagte jedoch noch nicht, es in Erwägung zu ziehen. Der Gedanke schnürte mir die Kehle zu. Fast röchelnd sagte ich: »N-nein, noch nicht, aber ich denke, ich werde meine

Familie dort auch noch besuchen müssen, wenn ich schon hier bin.«

»Lass es«, meinte Gillager knapp.

»Weswegen?«

»Der Friedhof ist heruntergekommen. Da findest du kaum jemanden, der den pflegt. Die Menschen werden da verscharrt, und danach kümmert sich keiner mehr darum.«

»Woher wissen Sie das? Gehen Sie auf den Friedhof?« Meine Frage nach einer Mrs. Gillager geisterte mir noch durch den Kopf.

»Manchmal. Das Grab meiner Mutter ist klein und etwas abgelegen. Verwildert sind da eher die anderen Bereiche.«

»Kannten Sie meine Mutter?« Plötzlich kam mir der Gedanke, mehr über sie erfahren zu können. Ich kannte sie nur aus meiner kindlichen Erinnerung. Niemand konnte mir je von ihr erzählen.

»Deine Mum? Nun, ja, etwas ...«, unsicher blickte Mr. Gillager zu mir hinüber. »Du hast keine Ahnung, wer sie war? Was hat dir der alte Cliffart denn gesagt, was damals passiert ist?«

Mr. Cliffart empfing mich mit einem breiten Grinsen in seinem Büro des Kinderheims. Eine Dame von der Fürsorge brachte mich zu ihm. Ich hatte nur wenige Stunden mit ihr verbracht. Ich hielt sie bei der Hand, und sie musste kräftig ziehen, ehe ich losließ. Cliffart tat so, als wäre er erfreut, mich zu sehen. Als würde er mich willkommen heißen. Jedoch spürte ich sofort, dass da etwas nicht stimmte.

»Steve ist also dein Name? Schöner Name. Steve Jangles«, meinte er. »Wo kommst du denn her, mein kleiner Steve?«

Ich sprach kein Wort und wollte nur zurück zu der Frau von der Fürsorge. Sie war nett und hatte mit mir gespielt. Mein Vertrauen ihr gegenüber war größer, als das zu dem fremden Mann.

»Wir kommen gerade aus dem ›Dutchess Memorial‹. Dem kleinen geht es körperlich gut. Die Wunde an seinem Handgelenk wurde behandelt. Ein Arzt wird sich in der kommenden

Woche darum kümmern. Unser Steve hat zuvor oben in Complex West gewohnt. Die Hintergründe seiner Familie werde ich Ihnen unter vier Augen erläutern.«

»Aha, Complex West«, sagte Cliffart. »Kenn ich, kleiner Steve. Dann waren wir ja so was wie Nachbarn. Musst keine Angst haben. Hier wird es dir sicher besser gehen. Wir werden dich bei uns aufnehmen, du wirst ein paar Freunde finden, und wenn es Probleme geben sollte, dann kommst du einfach zu mir, Steve, ja?«

Ich blickte unsicher zu der Frau von der Fürsorge.

»Keine Angst, Stevie«, flüsterte sie mir ins Ohr. »Mr. Cliffart ist doch ein netter Kerl. Und die anderen Jungs werden super mit dir spielen. Verlass dich drauf.«

Nun, für ein paar Minuten währte ich mich in Sicherheit. Ich dachte tatsächlich, mir könnte hier, in einem Kinderheim, nichts passieren. Zuneigung, Liebe, Geborgenheit wollte ich bekommen. Alles, was mir zuletzt meine Mutter gegeben hatte - bis zu ihrem Tod.

So verabschiedete sich die Frau und meinte noch: »Wir sehen uns, Stevie. Viel Spaß!« Gesehen habe ich sie nie wieder. In dem Moment, als sich in dem Büro die Tür geschlossen hatte, wendete sich das Blatt. Cliffart dreht sich noch an der Tür zu mir, und seine Miene veränderte sich zu einer grimmigen Fratze. Er starrte mich an, sagte kein Wort, ging zu seinem Schreibtisch und setzte sich in seinen mächtigen Sessel. Einige Momente lang kam kein Wort über seine Lippen.

»Complex West, ja?«, sagte er dann und zog eine Augenbraue in die Höhe. »Was wollen Sie dann hier, Mr. Jangles?« Ich bemerkte sofort, dass er mich nun anders ansprach. »Glauben Sie, hier wird es Ihnen besser gehen? Ich kenne den Scheißkasten da oben auf dem Hügel. Hier unten wünschen wir keine Bewohner des verfuckten Betonklotzes.«

Damals begriff ich nicht, was Cliffart von mir wollte, merkte jedoch seine eigenartige Wortwahl, die ich in dem Heim später noch oft zu hören bekam. In mir stieg Angst auf. Er hatte recht. Was wollte ich eigentlich hier? Ich wollte nach Hause. Ich wollte zu Linda und ... und Dad - er war immerhin mein Vater.

»Kommen Sie mit, ich zeig Ihnen Ihr Bett«, raunte er, kam um den Tisch gelaufen und packte mich grob an meinem Arm. »Mitkommen, habe ich gesagt.«

Er schleifte mich durch die Gänge des Kinderheims. Mir ging alles viel zu schnell. Ohne eine Orientierung zu haben, schossen Türen und diverse Kinder an meiner Wahrnehmung vorüber. Es blieb alles fremd. Erklärende Worte von Cliffart gab es keine, bis wir in einem großen Schlafsaal ankamen. »Das ist Ihr Bett, Mr. Jangles. Sie haben keine Sachen bei sich, ist das richtig?«

Ängstlich zuckte ich mit den Schultern.

Genervt schnaufte Cliffart. »Na gut, Sie werden alles bekommen, was Sie brauchen.« Und er fügte leise hinzu: »Aber nicht mehr.« Er schaute sich um, dann auf die Uhr. »Sie bleiben hier. Habe noch einen Termin. Ich hole Sie hier wieder ab. Hier, haben Sie das verstanden?« Mit diesen Worten verschwand Cliffart.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf meinem Bett gesessen und geweint habe. Eine Stunde? Vielleicht zwei? Ich fühlte mich einsam. Zurückgelassen von allen Menschen, die ich kannte. Von Mum, Linda, von meinem Dad, der Frau von der Fürsorge. Nun war ich an einem Ort, der mir fremd war, der mir noch mehr Unsicherheit vermittelte und von einem Mann beherrscht wurde, der nicht nett zu mir war.

Irgendwann wurde ich von einem Jungen entdeckt. Er blickte mich stirnrunzelnd an, als er den Schlafsaal betrat. Einige Betten weiter hatte er seinen Platz und setzte sich zunächst auf die Decke. Ich versuchte, ihn zu ignorieren. Gleichzeitig hoffte ich auf einen neuen Freund.

Der Junge war deutlich älter als ich. Mindestens zwei Jahre. Nach einigen Minuten sprang er von seiner Matratze und kam zu mir herüber.

»Du bist neu«, stellte er fest.

Ich nickte nur und krallte meine Hände in die Bettdecke unter mir.

»Hast du auch einen Namen?«

»Steve.«

»Steve?« Kritisch blickte er mich an.

Ich konnte nur schüchtern nicken.

»Wollen wir Freunde sein?«, fragte er kühl.

Freunde? Ich glaubte, dass meine Wünsche erhört worden waren. Mehr als alles andere wollte ich einen Freund. Ich willigte ein. »Ja.«

»Okay, komm mit, ich zeig dir etwas.«

Ich traute mich nicht, nach seinem Namen zu fragen und dachte darüber nach, ob ich wirklich mitkommen sollte. Cliffart hatte mir klar aufgetragen hierzubleiben.

»Was ist los?«, fragte der Junge dann. »Willst du nicht?«

»Doch«, antwortete ich zurückhaltend und erhob mich von dem Bett. Was, wenn Cliffart es bemerken würde? Was, wenn der Junge mich nicht mehr zum Freund haben wollte, wenn ich ihm nicht folgte? Ich brauchte doch nun einen Freund. Also wagte ich es.

»Komm nur, das wird lustig«, sagte er und ging voran.

Viel zu schnell für mich flitzte er durch die Gänge. Er beachtete mich kaum. Lief aber stets so schnell, dass ich noch gerade eben so folgen konnte. Er lief und lief. Treppauf, treppab und umgekehrt. Wo ich war, wurde mir zu keiner Sekunde klar. Immer wirrer kamen mir die verwinkelten Flure und unübersichtlichen Gänge mit unzähligen Türen vor. Kinderheim in Fishkill, mehr wusste ich nicht. Ich folgte dem Jungen. Mehr blieb mir ohnehin nicht übrig. Zurück hätte ich allein nicht gefunden.

Dann erreichten wir eine Tür. Ich fragte noch: »Wie heißt du denn?«

Ich hörte nur: »Greg, komm mit mir mit.«

Als die Tür hinter mir zufiel, blickte ich in die Augen von Mr. Cliffart. Wir fanden uns in seinem Büro wieder. Hatte sich Greg vertan?

Sogleich fuhr Cliffart erzürnt auf. »Was macht ihr denn hier? Mr. Dush? Mr. Jangles?«

»Entschuldigen Sie bitte, Mr. Cliffart.« Greg schien sich tatsächlich in der Tür geirrt zu haben. Sofort schien er seinen Fehler eingestehen zu wollen. »Ich habe diesen Neuen entdeckt, als er in den Gängen herumgeistert ist. Neue müssen sich doch

erst einmal an den Schlafsaal gewöhnen. Das wusste ich, Mr. Cliffart. Deswegen habe ich ihn gleich zu Ihnen gebracht, Sir.«

Ich schaute mit großen Augen zu Greg hinüber. Es war eine Falle. Mir wurde klar, dass Greg nie vorhatte, mein Freund zu sein. Er hatte mich ausgeliefert und grinste, weil er um die Belohnung von Cliffart wusste.

»Gut gemacht, Mr. Dush, es gehört sich auch nicht, sich meinem Wort zu widersetzen. Sie können gehen, Mr. Dush. Ich werde Ihren Bonus vermerken. Wie immer.«

»Aber ...«, wollte ich beginnen, mich zu verteidigen, wurde jedoch jäh in meinem Vorhaben unterbrochen.

»Sie halten jetzt mal die Klappe, Mr. Jangles«, brüllte mich Cliffart an, dass ich nur noch zusammenzucken konnte.

Meine Angst diesem Mann gegenüber wuchs stetig. Das leise Lachen Gregs vernahm ich noch, als er die Tür hinter sich schloss und mich mit dem Leiter des Kinderheims allein ließ.

»Wenn ich Sie wäre, Mr. Steve Jangles, würde ich nun alles tun, was *ich* sage, sonst geht es schlecht für Sie aus«, brachte er mir eindringlich bei und schrie sogleich: »Haben Sie das verstanden?«

Ich begann zu weinen. Es existierte kein Grund, weswegen ich hier bleiben wollte. Zu Mum wollte ich und zu Linda. Weswegen hatte ich in dem falschen Moment nur zu viel Angst gehabt, das Messer zu benutzen. Wenn ich doch gewusst hätte, wohin mich diese Angst führen würde.

»J-ja ...«, flüsterte ich und traute mich nicht aufzusehen.

»Sie sollen laut und deutlich sprechen, wenn Sie mit mir reden.«

Ich raffte meinen Mut zusammen und sagte mit möglichst kräftiger Stimme: »Ja, Sir.«

Doch Cliffart brüllte mich weiterhin an. »Sie sollen mich ansehen, wenn Sie mit mir reden, Mr. Jangles. Haben Sie Ihre Manieren aus dem Betonklotz?«

Ich hob meinen Kopf und sah den hochroten Kopf des Mannes. Sein Zorn füllte den Raum aus. Speichelfäden bildeten sich zwischen seinen Lippen, als er mich anschrte.

»Den Complex West werden wir Ihnen hier schon noch austreiben, Mr. Jangles. Und jetzt setzen Sie sich auf den Stuhl. Ich

kann Ihr Geflenne nicht mehr ertragen. Wo sind wir denn hier? Sind Sie ein Weichfisch, oder was?»

In diesem Moment hörte man Gelächter vom Flur. Cliffart rannte zur Tür, die er sogleich aufriss. Einige Jungs standen zu Salzsäulen erstarrt da und blickten ängstlich auf.

»Wen haben wir denn da? Mr. Dush, Mr. Savrov und Mr. Fray. Ihre Namen merke ich mir. Mr. Dush, Ihr Bonus ist aufgebraucht. Gehen Sie mir aus den Augen.« Mr. Cliffart knallte die Tür wieder zu und drehte sich zu mir. »So, Mr. Jangles, nun sind wir allein.«

Diese Bemerkung beruhigte mich gar nicht.

»Jetzt werde ich Ihnen mal erzählen, was Sache ist, damit Sie wissen, wer Ihr Boss ist. Ihre Mutter ist tot. Das wissen Sie ja bereits. Ist ja schon fast ein Jahr her. Ihre Schwester: tot.«

Das war keine Überraschung für mich. Linda hatte es so gewollt. Ihr ging es nun bei Mum gut.

»Ihr Vater: ein Säufel vor dem Herren ... und ebenfalls tot.«

Das konnte ich nicht glauben. Dad war auch tot? Das konnte doch nicht sein. War er nun doch bei Mum und Linda? Er sollte sie doch in Ruhe lassen. Ich konnte nicht mehr aufhören zu weinen. Ich vermisste ihn nicht und wollte nur, dass er nicht bei Mum und Linda war.

»Es wird ein Schock für Sie sein, aber das Leben ist hart zu jedem. Nun bin ich Ihr Boss, ob es Ihnen schmeckt oder nicht.« Und er sagte das Wort »Boss« mit einer inneren Wohltat, dass ich wusste, keinen Ausweg aus dieser Situation erreichen zu können.

»Finden Sie sich damit ab, Mr. Jangles. Durch Ihre Heulerei wird es auch nicht besser. Und nun gehen Sie mir aus den Augen.«

Ich verließ das Büro und stand auf dem Gang. Wo sollte ich hin? Wo war der Schlafrum mit meinem neuen Bett? Ich hörte ein Geräusch.

»Scht!«

Wo kam das her?

»Pst! Hey, Weichfisch!«

Da sah ich Greg am Ende des Ganges. Er winkte mich zu sich und lachte. Die andere Jungs waren ebenfalls bei ihm. Was hatte ich für eine Wahl, als ihm zu folgen?

»Cliffart, dieser elende Hurenbock«, kicherte Mr. Gillager kopfschüttelnd. »Das sieht ihm ähnlich. Hilflosen Kindern seinen Willen aufzuzwingen. Wie kam der nur in das Kinderheim?«

»Das ist ja jetzt auch egal, oder?«, sagte ich und versuchte, mich zu erheben. Die Schmerzen in den Gelenken hatten nachgelassen, aber mein Schienbein war deutlich angeschwollen. »Fuck!«, schrie ich auf. »So eine Scheiße.«

»Du hast Schmerzen, Junge, was?«, stellte Mr. Gillager fest. »Ja, wer sich mit Doris anlegt, zieht den Kürzeren. Das war bislang noch immer so.«

»Ich hab mich nicht mit ihr angelegt, verdammt«, fuhr ich herum und brüllte Gillager mehr an, als ich es wollte.

»Soll ich dir Manieren beibringen, Jungchen?«, hallte es wieder von der Tür hinein. Mrs. Crossfield stand mit ihrem Stock wieder vor mir. Sie brauchte ihn gar nicht anheben. Ich schreckte auch so schon zurück.

»Halten Sie mir das Weib vom Hals«, rief ich dem Hausmeister zu.

Dieser erhob sich nur kichernd aus dem Sessel und lief an mir vorüber aus dem Raum hinaus. »Keine Angst, Doris ist eine ganz Liebe, wenn man Sie nicht ärgert. Komm, Junge, wir gehen.« Er drückte der Alten im Vorbeigehen das Messer in die Hand, womit er mich losgeschnitten hatte und gab ihr einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter.

Skeptisch humpelte ich an Mrs. Crossfield vorüber und ließ sie dabei nicht aus den Augen. Ich wollte bereit sein, wenn sie mal wieder austickte. Allerdings blieb sie ruhig. Kein Wort kam mehr über ihre Lippen. Mit Gillager verließ ich die Wohnung und schritt durch den Flur. Die Wohnungstür zu unserem alten Apartment wurde von innen geschlossen.



»Was hast du nun vor?«, fragte Mr. Gillager, während er mir den Fahrstuhl aufhielt. »Willst du nun auch Cliffart auf dem Friedhof besuchen?«

Ich musste bei dem Gedanken lachen. »Das fällt mir noch ein. Ist doch schon schlimm genug, dass ich zu meiner Familie muss. Nein, ganz bestimmt nicht.«

Als Mr. Gillager den Fahrstuhl zuzog, schoben sich Falten auf seine Stirn. Er sah zu mir herüber und fragte: »Du redest andauernd von deiner Familie. Wer liegt denn noch alles auf dem Friedhof?«

»Na, Linda, Mum und Dad. Das reicht doch für eine komplette tote Familie«, meinte ich und wollte all meinen Sarkasmus mit-schwingen lassen. Ich erahnte jedoch nicht die Reaktion des Hausmeisters.

Mr. Gillager lachte lauthals und herzlich. Er hielt sich den Bauch und konnte damit gar nicht mehr aufhören. Ich verstand nichts mehr. Lachte er über die Toten? Lachte er über mich?

»Was soll das?« Ich wollte, dass der alte Mann sich endlich beruhigte. Allmählich stieg Zorn in mir auf. Warum musste ich mir das bieten lassen? »Was ist denn los? Würden Sie mich mal aufklären?«

»Cliffart ist echt ein Hurenbock gewesen«, sagte Gillager. »Er hat dich also nie aufgeklärt?«

»Worüber aufgeklärt? Sex?«

Da lachte Gillager noch lauter. Ich wusste gar nicht, was hier gespielt wurde.

Nur schwer kamen die Worte aus dem Mund des Hausmeisters. »Auf dem Friedhof ... Cliffart, ... Linda, ... deine Mum: ja. Daddy: nein.«

Was sollte das bedeuten? Wurde Dad woanders beerdigt?

Gillager erkannte mein fragendes Gesicht und sagte dann: »Dein Vater lebt, Junge.«

Ich machte einen Schritt nach hinten und stieß hart gegen die metallische Fahrstuhlwand. Wie ein Sack rutschte ich hinab. Meine Beine trugen mich nicht mehr. Sämtliche Kräfte hatten mich verlassen. Ich atmete kaum noch, japste vor mich hin. Die Arme hatte ich ausgebreitet und die Handflächen flach auf den Boden gelegt, um nicht auf die Seite zu kippen.

Mein Vater lebte? All die Jahre hatte ich geglaubt, alleine zu sein. Der letzte Jangles unserer Familie. Als Kind hatte ich niemanden mehr gehabt, auf den ich gewartet hatte. Meine Angst vor dem Tod war dadurch begründet, dass ich im Jenseits wieder auf Dad treffen würde. Hätte ich als Kind gewusst, dass Mum und Linda alleine waren und auf mich warteten, ich hätte sicher alles versucht, um zu ihnen zu gelangen. So musste ich jedoch alles aushalten, durchhalten, jegliche Qualen über mich ergehen lassen. Mr. Cliffart hatte mir somit, ohne es zu ahnen, das Leben sowohl zur Hölle gemacht als auch gerettet. Konnte das alles möglich sein? Vorhin hatte Mr. Gillager doch noch gesagt, dass er dabei gewesen war, als Dad zusammengebrochen war.

Wie viele Minuten war ich in diesem Fahrstuhl nicht ansprechbar gewesen? Mir kam es nur wie ein Augenblick vor. Doch Gillager musste lange auf mich eingeredet haben.

»Junge, bist du okay?«, fragte er, als er sich zu mir herunterbeugte. »Junge, hey, werd wach!«

Ich nickte bloß.

Erleichterung zeigte sich in Gillagers Miene. »Du wusstest es tatsächlich nicht, was?«

»Nein.«

»Seitdem du ein Kind bist, denkst du, alle sind tot?«

Ich konnte nicht mehr reagieren.

»Entschuldige, dass du es so erfahren musstest.« Gillager lachte nun nicht mehr, sondern kümmerte sich fürsorglich. So oder so ähnlich musste er uns als Kleinkinder auch die Kekse gebracht haben, als wir für ein paar Stunden bei ihm bleiben durften.

»Hat Mum uns zu Ihnen gebracht?«, wollte ich dann wissen.

»Ja, immer eure Mutter. Sie wollte euch nicht dabei haben, wenn euer Vater durch das Apartment wütete. Jedenfalls nicht immer.«

Ich begriff und starrte vor mich hin. »Danke.«

»Ach«, Mr. Gillager winkte ab, »danke, wofür? Ihr wart Kinder. Und von den Keksen hatte ich immer viel zu viel im Haus. Das war schon in Ordnung so.«

»Trotzdem danke.«

Er legte seine Hand auf meine Schulter. »Schon gut.«

»Fahren Sie mich nun runter. Ich möchte gerne nach Hause. Meine Frau wartet auf mich.« Der Tag sollte nun ein Ende haben. Ich sehnte mich nach Claire. Ich brauchte etwas Liebe um mich.

»Runter? Sicher?«, fragte Gillager, und zunächst wusste ich nicht, vorauf die Frage abzielte.

Doch dann sah ich auf. »Hier? Hier im Haus?«

»Wo sollte er sonst hin?«

»Er lebt noch immer hier im Haus?«

»Ich fahre dich auch gerne runter, Junge. Fahr nach Hause. Du hast heute viel durchgemacht.«

»Welches Apartment?«, fragte ich dann.

»Junge, fahr nach Hause. Das willst du nicht. Du bist einmal ohne größeren Schaden hier herausgekommen, stelle dein Glück nicht noch mehr auf die Probe. Lass es sein.«

»Welches Apartment?« Mein Entschluss festigte sich, je mehr mich Gillager davon abhalten wollte.

»Es ist besser, glaube mir. Fahr zurück nach New York. Das ist kein Ort mehr für dich. Du bist nun ein anderer Mensch. Sei froh drum.«

Ich erhob mich und spürte neue Kräfte in mir aufkommen. Vor den Knöpfen des Fahrstuhls stehend, fragte ich noch einmal: »Welches Apartment, bitte?«

Gillager sah mich an. Sein Gesichtsausdruck erhärtete sich wieder. Er hob eine Augenbraue, was ausdrücken sollte: »Wenn du es unbedingt so willst.« Dann sagte er kühl: »Apartment 71.«

Ich drückte den Knopf zur siebten Etage, und die Tür des Fahrstuhls schloss sich.

Die Tür des Fahrstuhls schlug hinter mir zu, als ich im siebten Stockwerk ausgestiegen war. Mr. Gillager hatte nichts mehr zu mir gesagt, nachdem ich den Knopf gedrückt hatte. Mein »Danke« hat er mit einem kaum erkennbaren Kopfnicken quittiert und betätigte seinerseits den Knopf zum Erdgeschoss. Er überließ mich nun wieder meinem eigenen Leben. Er hatte mich gewarnt, nachdem er mich befreit hatte. Wer weiß, was Mrs. Crossfield ohne ihn noch alles mit mir angestellt hätte?

Direkt neben dem Fahrstuhlschacht befand sich die Eingangstür zum Apartment Nummer 71. Schweiß schoss mir auf die Stirn, als ich die wenigen Schritte an die Tür humpelte. Sollte sich tatsächlich mein Vater hinter dieser Tür befinden?

»Du wirst es tun müssen«, sprach ich mir in einem inneren Dialog Mut zu. »Du wirst sonst keine Ruhe finden. Immer wieder wirst du nachts aufwachen und denken, dass du die Gelegenheit verpasst hast. Dass du ein Feigling gewesen bist. Noch lebt er. Wer weiß, wie lange?«

Das Bild, das sich mir bieten sollte, wenn sich diese Tür öffnete, war mir klar: ein heruntergekommener Säufer, der in den letzten Jahren seines Lebens in seiner Wohnung dahinvegetierte. Gestank würde sich mir aus dem Apartment entgegenstrecken. Ein Dunst aus Alkoholfahne, Schweiß und abgestandener Luft. Sehr hygienisch wird dieser Mensch nicht leben. Er wird ein Wrack sein. Deswegen wollte mir Gillager den Anblick auch ersparen. Das war der Grund gewesen, weswegen er mich abhalten wollte.

»Tu esk Ich stand vor der Tür und betrachtete das Namensschild der Klingel. Kaum lesbar, verwaschen, als hätte es Feuchtigkeit aufgesogen, konnte man es nur erkennen, wenn man ahnte, was sich hinter den Initialen verbarg: C. J. Es bedeutete Carl Jangles und musste also wahr sein. Hier wohnte mein Vater.

Bevor ich meinen Finger auf die Klingel drücken konnte, überschlugen sich die Gedanken in mir. »Warum hat Cliffart damals gelogen? Wollte er damit die Macht über mich steigern? Warum kam Dad niemals zu mir? Hat er nicht gewusst, wo ich war? War es ihm egal? Wie hätte ich mich verhalten, wenn ich gewusst

hätte, dass er noch lebte? Wäre ich zu Linda und Mum gegangen? Ist es richtig, hier zu sein?«

›Tu es!, dachte ich dann wieder und gab mir einen Ruck.

Das Läuten erklang und drang bis nach draußen auf den Flur. Aufgewühlt versuchte ich, Ruhe auszustrahlen. Doch erst jetzt dachte ich daran, was nun wohl passieren sollte. Was könnte ich sagen? ›Hallo, ich bin Steve, dein Sohn. Du bist ja gar nicht tot.« Wie sollte ich ihm nach all den Jahren begegnen? ›Warum hast du mich im Stich gelassen?« Konnte ich ihm Vorwürfe machen? ›Du hast Mum und Linda auf dem Gewissen.«

Da hörte ich schon Schritte. Jemand drehte an einem Schlüssel und zog die Tür auf. »Ja? ... Oh, wer sind Sie denn?« Er lächelte mich an.

Ich schaute in diese Augen. Unverkennbar. Er war es. »Ich ...«, ich geriet ins Stocken, wusste mir keinen Rat, »ich ...«, ich räusperte mich, »Entschuldigung, Frosch im Hals.«

»Kein Problem«, sagte Dad und wartete geduldig ab. »Habe ich auch manchmal.«

Scheinbar hatte er keinerlei Bedenken, dass da gerade ein Fremder vor seiner Tür stand und nicht herausbrachte, wer er war.

»Ich dachte, es wäre Samuel gewesen, unser Hausmeister. Eigentlich ist er so ziemlich der Einzige, der den Fahrstuhl in diese Etage nimmt. Ich höre das alte Ding bis in mein Wohnzimmer. Es konnte eigentlich nur Sam sein. Meine Nachbarin läuft immer. Wahrscheinlich will sie fit bleiben. Wer weiß das schon?«

Die Überraschung in meinem Gesicht musste Bände gesprochen haben. Ich konnte keinesfalls einen gefährlichen Eindruck vermitteln. Daddy war nicht ängstlich und nicht der heruntergekommene Säufer, als den ich ihn in Erinnerung hatte. Er war ... ein ganz normaler Mann Anfang 60. Zwar in die Jahre gekommen, aber körperlich durchaus ansehnlich. Was für ein Mensch stand da plötzlich vor mir?

»Wollten Sie zu mir oder zu meiner Nachbarin?«

»Äh«, ich musste mich langsam fangen, wenn ich nicht eine geschlossene Tür vor die Nase gesetzt bekommen wollte, »eigent-

lich zu Ihnen beiden«, sagte ich und ahnte noch nicht, wohin mich mein eigener Satz führen sollte. »Ich ... ich bin ...«

»Muss man Ihnen jedes einzelne Wort aus der Nase ziehen?«, fragte mich Dad und lachte dabei.

»Ich bin von der Stadt«, vervollständigte ich schließlich. »Gooding ist mein Name.«

»Aha«, meinte Dad skeptisch und musterte mich, »Sie haben heute aber schon viel mitgemacht.«

»Nun ja«, ich muss ausgesehen haben, wie gerade einem Verkehrsunfall entsprungen. »hatte da ein kleines Missgeschick mit dem Wagen. Wollte aber dennoch meinen Job machen.«

»Löblich, löblich. Von der Stadt, ja?«

»Ja«, ich versuchte, überzeugend zu klingen. »Ich bin wegen der Wäsche hier.«

»Wegen der Wäsche«, wiederholte Dad und wurde nun erst recht misstrauisch, hatte ich das Gefühl.

»Ja, nachdem ich bei Mrs. Crossfield und bei Mr. Gillager schon öfter gewesen bin, wollte ich heute bei Ihnen nachfragen, ob Sie unsere Unterstützung benötigen. Ihre Nachbarin ist danach dran.«

»Ich hab von Ihnen gehört«, sagte er, was mich für einen Moment irritierte. »Sie kommen ins Haus, nehmen die Schmutzwäsche mit und waschen alles – sozusagen als Service. Richtig?«

»Äh, ja, genau, wir ...«, weiter kam ich nicht.

»Na, dann kommen Sie mal rein, ich hör mir das gerne an.« Er schob die Tür vollständig auf und drehte sich in sein Apartment. Dad bat mich in seine Wohnung. Das letzte Mal sah ich ihn mit hochrotem, wutverzerrtem Gesicht. Heute sollte ich ihn neu kennenlernen. Er humpelte mir voran in das Wohnzimmer.

»Na, was hatten Sie denn für ein Missgeschick?«, sagte Dad, als er sich mir gegenüber in seinem Wohnzimmer auf einen Sessel setzte.

Ich hatte einen Augenblick zuvor auf seinem Sofa Platz genommen und blickte ihn über einen kleinen Tisch hinweg an. »Missgeschick?«

»Na, mit ihrem Bein. Ihr Anzug sieht ja aus. Sie sagten, etwas sei mit ihrem Wagen?«

Wie redete er denn mit mir? Wenn ich nicht gewusst hätte, welchen Jähzorn und welche hemmungslosen Flüche er von sich geben konnte, er wäre mir fast sympathisch gewesen. »Ach, ... ein kleiner Zwischenfall. Kaum der Rede wert. Deswegen konnte ich doch nicht unverrichteter Dinge nach Hause fahren.« Ich grinste, da ich merkte, dass die Erklärung auf Verständnis stieß.

»Wie gesagt: löblich, löblich«, meinte Dad und fragte: »So, was wollen Sie denn von mir wissen, damit ich Ihren kleinen Service in Anspruch nehmen kann? Der ist doch kostenlos, wenn ich richtig verstanden habe. Sie sind ja von der Stadt, oder?«

»Absolut kostenlos«, versicherte ich.

»Also?«

Nun, was sollte ich nun fragen? Was würde jemand von der Stadt fragen? »Können Sie mir vielleicht einen Zettel und einen Stift geben. Ich habe meine Unterlagen im Wagen liegen gelassen. Sorry!«

Dad verzog den Mundwinkel. »Na ja«, sagte er, erhob sich, kramte in einer Kommode, was mir Zeit zum Überlegen gab. »Hier, bitte.«

»Oh, danke«, gab ich höflich wieder und begann. »Wohnen Sie denn allein?« Ich tat so, als würde ich die Frage auf dem Zettel notieren, um dann die Antwort ebenfalls aufzuschreiben.

»Japp, allein.«

»Witwer oder geschieden?«

»Wofür ist das denn wichtig? Sie wollen doch nur meine Wäsche waschen.«

»Äh, für die Statistik. Der Service ist zwar kostenlos, aber wir erhoffen uns dadurch ein genaueres Bild unserer hilfsbedürftigen Bewohner in Fishkill.«

Dad lachte laut. »Ich dachte, dass man sich in dieser Stadt um seine Bewohner einen Dreck schert.«

Da war er. Für eine Sekunde nutzte er den Wortschatz, den ich von ihm kannte.

»Aber nun gut, weder noch. War nie verheiratet.«

Ich stutzte. Was sagte er da? Warum behauptete er das? »Nie-  
mals?«

»Nein, wieso. Ist das für die übrigen Bewohner in Ihrer Stadt  
ungewöhnlich?«

»Äh, nein, ... naja, doch. Aber macht ja nichts.« Meine Ge-  
danken musste ich unterdrücken, um nicht unglaubwürdig zu  
klingen. »Kinder?«

»Keine.«

Ich sah wieder auf.

»Was ist? Muss ich Kinder haben, um Ihren superspeziellen  
Service in Anspruch zu nehmen. Samuel und Doris haben doch  
auch keine Kinder.« Er kicherte.

»Nein, nein. Äh, wie alt sind Sie?« Ich musste nachdenken. Was  
sollte das? Warum sagte er so was?

»63 Jahre. Und jetzt schauen Sie nicht wieder so. Die anderen  
sind älter.«

Ich rang mir ein zartes Lächeln ab. »Sie sind Rentner, nehme  
ich an?«

»Ja, kann man sagen.«

»Kann man sagen?«

»Naja, wenn man von der Arbeitslosigkeit in die Rente gehen  
kann, dann bin ich ..., naja, Rentner eben. So nennt man das  
wohl.«

»Haben Sie immer alleine gelebt?« Nun hoffte ich, mehr aus  
ihm herauszubekommen.

»Ist das wichtig?« Plötzlich erhärtete sich seine Miene.

»Nun ja, für unsere ...«

»Statistik. Ich weiß.«

Ich blickte ihn erwartungsvoll mit dem Stift auf dem Papier  
ruhend an. »Ja?«

»Geht Sie einen Scheißdreck an.«

»Aber ...«

»Nichts aber.« Er klang angesäuert.



Scheinbar hatte ich den Nerv getroffen. Lockerlassen wollte ich nun nicht. Ich gefiel mir in meiner Rolle. Inkognito und doch in einer Position, Antworten auf meine Fragen zu erhalten. »Nun, es ist so. Leider können wir den Service nur Bewohnern anbieten, die kooperieren. Deswegen sind diese Fragen zwingend notwendig und auch deren Beantwortung.«

Er lächelt wieder. »Ach so, naja, kein Problem. Was war noch gleich die letzte Frage?«

»Ob sie schon immer ...«

Er unterbrach mich wieder. »Warten Sie bitte einen Moment, ich bin gleich wieder da. Meine Blase. Bin ja auch nicht mehr der Jüngste. Ich beantworte gleich all ihre Fragen.« Dad stand auf und fragte noch, bevor er den Raum verließ: »Wollen Sie eventuell etwas trinken, wenn ich schon mal unterwegs bin?«

»Äh, nein, danke.«

»Vielleicht später?«

»Ja, vielleicht.«

»Gut«, dann ließ er mich im Wohnzimmer alleine sitzen.

Ich blickte mich um. Wohnte so mein Vater? Alles war ordentlich und aufgeräumt. Was hat ihn so verändert? Er hatte nichts mehr von dem Menschen von damals. Dieses Apartment war der Ort eines Spießers. Die Anordnung der Sitzecke mit Sofa und Sessel war ausgerichtet auf den Fernseher an der Wand neben der Balkontür. Weiße Gardinen mit dunklen Vorhängen hingen vor den Fenstern. Er hatte kleine Kissen auf dem Sofa. Was war hier in den letzten Jahren passiert?

Nach wenigen Minuten betrat Dad wieder den Raum.

»Bitte schön, ihr Wasser«, sagte er.

»Aber ich wollte doch gar kein Wasser.«

Er sah mich an, runzelte die Stirn. »Sie wollten gar kein Wasser? Hatte ich wohl falsch verstanden. Naja, können es ja trotzdem gerne trinken.«

»Nein, danke.«

Dad dachte nach. Ich spürte, dass etwas in ihm vorging. Hatte ich einen Fehler gemacht? War ihm klargeworden, dass ich nicht von der Stadt war? Hatte ich eine Frage zu forsch und unklug gestellt?

Er griff hinter sich, und im nächsten Moment sah ich in den Lauf einer Kanone.

»Trink das Scheißwasser, Steve!«, sagte Dad.

Nachdem ich gezwungen wurde, das Glas auszutrinken, musste ich schweigen und warten. Es dauerte nur eine Minute, da spürte ich schon die Wirkung. Mir wurde schummrig, aber ich verlor nicht das Bewusstsein. Etwas musste sich in dem Wasser befinden haben, dass ich die Kontrolle über meinen Körper verlor, aber nicht über meinen Geist. Ich konnte ihn noch sehen, als ich auf dem Sofa zusammensackte, konnte hören und begreifen, was vor sich ging. Nur reagieren konnte ich nicht.

Ich versuchte ein »Dad« herauszubringen, um sein Herz zu erweichen. Doch fühlten sich meine Lippen wie Watte an.

»Halt die Klappel«, hörte ich von ihm, als er mich auf dem Polster der Couch zurechtrückte. »Du hättest nicht herkommen sollen.«

»Aber ..., Dad«, wollte ich sagen, aber mehr als ein undeutliches Lallen konnte man nicht hören.

»Du sollst die Scheißklappe halten!«, fuhr er mich an, »sonst Sorge ich dafür, dass du sie hältst.« Er hielt mir die Kanone an den Schädel.

Ich verstand und sagte nichts mehr. Wie er im Zimmer nervös auf und ab ging, konnte ich beobachten. Die Waffe trug er in der Hand, und er dachte verzweifelt nach. Immer wieder blickte er zu mir hinüber. Was hatte er vor?

Ich rührte mich nicht. Nicht mehr fähig, mich zu bewegen, blickte ich starr in den Raum. Meinen Körper spürte ich nicht mehr. Ich war wie gelähmt.

Dann setzte sich Dad wieder vor mich auf den Sessel. Die Kanone steckte er sich hinter dem Rücken in den Gürtel seiner Hose. »Du hältst dich wohl für sehr schlau, Steve. Spazierst hier rein und meinst, du könntest mich verarschen.«

Woher wusste er, wer ich war? Erkennt haben konnte er mich nicht. Ich war knapp fünf Jahre, als wir uns zuletzt gesehen hatten. Wo war mein Fehler?

»Blöd nur, dass du Doris erwähnt hast. Ich habe vorhin angerufen und gefragt, ob der Typ von der Stadt ihr auch so bescheuerte Fragen gestellt hat.«

Mrs. Crossfield hatte mich also verraten.

»Steve, Steve, Steve, der Cleverste bist du ja nie gewesen.«

In mir stieg Wut auf. Was wusste der schon? Ich war erst fünf, verdammt.

»Wahrscheinlich warst du zu feige, dich mir einfach vorzustellen? Was hattest du vor? Wolltest du am Ende der Wäschereibefragung einfach hinausspazieren? Oder wolltest du mit mir über deine Mum und Linda sprechen?« Er blickte mich an und verzog plötzlich das Gesicht, als er schrie: »Wolltest du das?«

»Nein«, brachte ich erschrocken und gequält hervor.

»Natürlich wolltest du das. Erzähl mir doch keinen Scheiß. Aber warum die Probleme der alten Tage noch einmal aufwärmen? Ist doch alles lange her, oder? Bringt doch nichts mehr. Sind doch sowieso alle tot, nicht wahr?«

Allmählich erkannte ich ihn wieder. Er war derselbe hasserfüllte Mensch, dem ich vor 27 Jahren weggenommen wurde. Zwar hatte er sich scheinbar vom Alkohol abgewandt, aber seine schwarze Seele war geblieben.

»Was denkst du, was damals alles passiert ist, he? Was glaubst du, wo ich herkomme? Was ich für ein Mensch bin? Wer du bist? Was du für ein Mensch bist?« Er kicherte voller Boshaftigkeit in sich hinein. »Willst du es wissen?«

Ich riss meine Augen auf, weil ich nicht wusste, ob ich wirklich erfahren wollte, was er mir zu sagen hatte.

Da begann er schon zu brüllen. »Willst du es wissen, habe ich gefragt?«, und ehe ich eine Reaktion vollbringen konnte, sprang er schon über den kleinen Tisch, riss mich am Kragen herum und schleifte mich in die Mitte des Raumes. Ich war regungslos, konnte mich nicht wehren. Auf dem Teppich drückte er ein Knie

auf meine Brust, dass mir die Luft wegblieb. »Du kleiner Scheißkerl, willst es sicher wissen. Hab ich nicht recht?«

Ich konnte nichts tun. Weder reden noch mich bewegen. Es sollte nur schnell zu Ende sein. Wenn er mich töten wollte, dann sollte er sich keine Zeit damit lassen. Eine Geschichte über sein Leben wollte ich zuvor nicht hören. Allerdings erhörte niemand meinen Wunsch.

»Mein Dad war wie ich«, gab er dann Preis, als er sich wieder von meinem Brustkorb erhob.

Sauerstoff strömte wieder in meine Lunge. Das Leben wollte mich behalten.

»Er war stark. Hatte Mumm in den Knochen. Hat sich nicht von einem dahergelaufenen Bengel irgendeinen Scheiß erzählen lassen«, sagte er und sah mich dabei streng an. »Er hatte Eier in der Hose. So wie ich. Aber meine Mum war ihm leider nicht genug. Er war eben ein richtiger Kerl. Er brauchte andere Weiber. Dutzende. Überall in dieser verschissenen Stadt hätte er sie haben können. Aber er kehrte nur vor der eigenen Tür. So hatte er einen Plan. Einen ziemlich guten sogar. Willst du ihn wissen?«

Dieser Mann, den ich bisher in meinen Gedanken Daddy nannte, wurde immer mehr zu einem Monster. Nicht nur in meiner Erinnerung, sondern nun auch in der Realität. Eine Antwort erhielt er von mir nicht. Diese hatte er auch nicht erwartet.

»Daddy erschuf sich sein eigenes, kleines Reich, weißt du. Meiner Mum steckte er seinen Schwanz rein und aus seinem dicken Pimmel kamen noch mehr Weiber herausgekrochen. Eine ganze Reihe sogar.«

Ich hörte zwar die Worte meines Vaters, aber wollte nicht verstehen, was er da von sich gab. Das durfte doch nicht wahr sein.

»Alle Frauen in seinem Haus, hat er gleich behandelt. Meine Schwestern durften bald auch Mutter, Vater, Kind mit ihm spielen. Verstehst du, was ich meine?« Eine obszöne Geste mit der Hand unterstrich seine Worte. »Damit sollte dir nun klar sein, wie ich werden konnte, wie ich bin«, er hob sogleich die Hände. »Keine Angst, ich hab mir nie etwas zu schulden

kommen lassen. Niemals. Dennoch steckt ein bisschen von Daddy in mir.«

»Zweifellos, dachte ich und wunderte mich, wie Mum nur an solch einen Mann geraten konnte. Doch war ich nicht sicher, ob er wirklich die Finger von Linda gelassen hatte, wodurch diese eventuell bestärkter in den Freitod ging. Mir kam er jedenfalls nie zu nahe.

»Deine Mum kenne ich schon mein ganzes Leben. Als wir noch ganz klein waren, haben wir miteinander gespielt. Jeden Tag. Wir waren ein Herz und eine Seele. Auch als wir älter wurden, hatte Dad alles unter seinen Fittichen. Mein Dad war der Chef im Haus. Wer das nicht hatte begreifen wollen, hatte ein gewaltiges Problem.« Mit diesem Worten sprang er wieder auf meine Brust und zog die Waffe, die er mir an den Kopf hielt. »Nun bin ich hier der Boss, und das Problem hast du, Steve.«

Dieses Gebäude musste verflucht sein. Wieso kam ich nur hierher zurück? Seit Stunden ging ich durch meine ganz eigene Hölle. Eine Ende war nicht abzusehen. Meine Kindheit zog an mir vorüber, doch nicht wie ein Düsenjet, sondern wie ein Fahrrad mit platten Reifen. Jedes Detail wurde in meinem Gedächtnis aufgerufen und brannte sich tiefer in mein Bewusstsein. Dort wollte ich diese Gedanken nicht mehr haben. Hatte sie erfolgreich über Jahrzehnte verdrängt und sicher in einem Raum aus Beton verschlossen. Wahrscheinlich war dieser Betonklotz dieses Gebäude, in das ich eingedrungen war und nun nicht mehr hinaus konnte.

Mein Vater saß auf meiner Brust. Speichel floss mir aus dem Mundwinkel. Nur schwer sog meine Lunge noch Luft in sich und hielt mich spärlich am Leben. Der Lauf der Waffe meines Vaters drückte sich in meine Stirn, und ich erwartete Erlösung.

»Deine Mum ist eine gute Frau gewesen«, sagte er dann. »Sie hat sich um jeden gekümmert. Um dich, um deine Schwester, um mich ...«

Er richtete sich auf, und ich spürte, dass mein Leben noch kein Ende finden konnte. Meine Atmung setzte wieder regelmäßig ein.

Vater blickte aus dem Fenster, ließ die Waffe lässig nach unten hängen und fragte: »Hast du dich nie gefragt, wie sie gestorben ist?«

Ich wusste, wie sie gestorben war. Meine Erinnerung an diesen Tag trug ich all die Jahre wie ein Geheimnis mit mir. Mir war klar, dass er es nicht wissen konnte. Und bei dem Teufel und der ewigen Hölle, selbst wenn ich hätte reden können, ich hätte es ihm nicht gesagt.

»Kannst du dich erinnern, dass Linda sich vor deinen Augen umgebracht hat? Weißt du das noch, Steve? Du hast es nicht verhindern können.«

Natürlich wusste ich es. In diesem Augenblick bereute ich zutiefst, dass ich sie nicht davon hatte überzeugen können, Dad im Schlaf die Kehle durchzuschneiden. Es hätte alles leichter gemacht, und Linda wäre noch am Leben.

»Du wolltest ihr folgen, Steve. Aber deine Feigheit hat dich besiegt. Du bist eben doch kein richtiger Jangles. Wie hast du dich genannt? Gooding? Verleugne niemals deine Herkunft, Kleiner.«

»Meine Herkunft zu verleugnen, war das Beste, was ich tun konnte«, dachte ich. »Wer möchte schon so einen Vater haben?«

»Ich bin stolz auf meinen Vater und was er aus mir gemacht hat. Jedenfalls nicht so einen Heuchler, wie du es bist. Was denkst du, was du hier erreichen könntest? Rache? Kleiner, dafür musst du früher aufstehen.« Dann kam ihm offenbar ein Gedanke. Er stutzte. Dann lächelte er. »Deine komischen Fragen. Jetzt verstehe ich die ja erst. Ob ich verheiratet gewesen bin und ob ich Kinder habe. Du ...« Er lachte laut und konnte sich kaum noch beruhigen.

Was wollte er mir sagen? Allmählich spürte ich meine Fingerspitzen wieder. Das Mittel in meinem Körper schien langsam nachzulassen.

»Du bist hier, weil du zu deinem Daddy willst, richtig?« Er lachte immer weiter. »Du denkst, dass ich dein süßer Daddy bin? Aber da muss ich dich leider enttäuschen. Nein, ich bin es bei

Gott nicht. Deine Mutter habe ich niemals angerührt. Deinen Dad wirst du hier nicht finden. Der ist schon lange ...«, er konnte kaum aufhören zu lachen, »... der ist schon lange tot.«

Tot? Was sollte das? Warum behauptete er das? Hatte meinen Vater nun der Irrsinn beschlichen? Offenbar wollte er die Realität nicht wahrhaben. Er lachte weiterhin laut. Es ging etwas in seinem kranken Hirn vor, dass ihn zunehmend belustigte.

»Ich will dir mal etwas sagen. Hör genau zu, du wirst es nur einmal zu hören bekommen, niemand sonst kann es dir erzählen. Ich tue dir nun einen Gefallen. Pass gut auf, Kleiner: Als du auf die Welt kamst, da war dein Dad schon unter der Erde. Keiner wusste das. Alle haben gedacht, dass *ich* dein Erzeuger bin. Aber hey, wie gesagt, ich habe mir nie etwas zu Schulden kommen lassen.«

Er war nicht mein Vater? Wenn ich seinen Wahnsinn betrachtete, so wollte ich ihm glauben. Doch war dies möglich? Ich suchte in meiner Erinnerung nach Anzeichen für seine These, doch fand ich keine. Er war es doch immer, der in meinem Kopf als Dad herumgeistert war. Er ist es doch gewesen, der immer da war, wenn ich ihn mir damals auch gerne weggewünscht hätte.

Gleichzeitig mit meinen Gedanken kam das Gefühl in meine Arme und Zehenspitzen zurück. Es stach und schmerzte, doch war der Schmerz nun willkommen, da er mich ablenkte und eine Aussicht auf Besserung meiner Lage versprach.

»Deine Mum und dein Daddy waren ein schönes Pärchen, auch wenn es keiner wissen durfte und sie es nur unter dem Deckmantel des Schweigens getan haben. Dein Dad ist fleißig gewesen. Linda ist ihm gut gelungen, haben wir immer gedacht. Bei dir waren wir von Anfang an sicher, dass es eine Panne gewesen sein musste.« Er begann wieder zu kichern. »Ich und dein Vater? ... Nein, nein.«

Er war also nicht mein Vater - nicht mein Erzeuger, wenngleich er für mich eine Art Vaterfigur darstellte. Damals jedenfalls. Allerdings kannte er meinen Dad. Scheinbar recht gut. Ich dachte nach und grübelte, aber konnte mir keinen Reim darauf machen. Wenn der Mann in diesem Raum nicht mit Mum verheiratet gewesen sein soll, wie konnte ich dann seinen Namen

tragen? Ich hieß vormals Jangles - wie er. Das machte doch alles keinen Sinn.

»Ich bin nicht dein Vater, Stevie-Boy. Ich bin ...«, er stockte, »warte, da muss ich nachdenken.« Er grinste in sich hinein, schien etwas in Gedanken zu sortieren, fingerte in der Luft umher und sagte vollkommen ruhig: »Ich bin dein Onkel und ... dein Halbbruder, mein Junge.«

Onkel? Halbbruder? Nun begriff ich nichts mehr. Das war zu viel. Meine Augen flackerten, sodass Carl Jangles zu mir eilte und sich neben mich auf den Boden setzte.

»Oh, wow, nun bitte nicht ohnmächtig werden. Ich erkläre es dir. Es ist ganz einfach.« Er verpasste mir einige Ohrfeigen, die ich nur dumpf spürte. Jedoch regte sich etwas in mir, was mir Hoffnung gab, wieder meinen Körper zurückzubekommen. »Dein Daddy war auch mein Daddy, Kleiner«, meinte er dann. »Deine Mum war meine Schwester, Daddys Tochter. Und du bist sein Sohn und Enkel gewesen. Somit bin ich dein großer Bruder und dein Onkel. Kommst du noch mit?« Carl klopfte auf den Teppichboden vor Vergnügen und legte sich quer zu mir ebenfalls auf den Boden. »Soll ich es noch einmal sagen?« Er lachte. »Also, du bist mein Neffe, da du der Sohn meiner Schwester bist, und mein Bruderherz bist du ebenfalls, weil du von meinem alten Herrn gezeugt wurdest. Alles klar?«

Inzucht? Ja, ich begriff. Ich wollte es nicht noch einmal hören. Die Worte verstand ich sehr wohl, doch ergaben die Zusammenhänge in meiner Welt keinen Sinn. Mein Opa war nicht mein Großvater, sondern mein Vater. Ich habe meine Großeltern nie kennengelernt. Verdammte Scheiße, das war einfach zu viel.

Seinen Kopf legte Carl auf meinen Bauch, als wären wir beste Freunde. »Wie verrückt ist doch die Welt, nicht wahr? Und alle haben gedacht, dass ich dein Paps bin. Unser Dad hat leider das Zeitliche gesegnet, kurz nachdem er dich in deine Mum gepflanzt hatte. Er war aber auch schon alt - naja, es war wohl Krebs.« Carl sagte das mit keiner Spur von der Trauer und wirkte eher belustigt. »Von da an war ich dann eben der Boss. Tja, so ist das Leben.« Dann sagte er etwas, dass ich gar nicht hören wollte. »Mir fällt gerade ein: Du weißt ja dann gar nicht, wie unser Dad



hieß. Oder?» Ohne meine Antwort abzuwarten, tat er mit einer Handbewegung so, als würden die Lettern groß in den Raum hineinragen: »John Harris. Cooler Name, oder?«

John Harris. Ich hatte den Namen niemals zuvor gehört. Konnte das wahr sein? Es war auch vollkommen egal, denn er war nach Aussage Carls tot. Was machte es also nun für einen Unterschied, seinen Namen zu kennen? Er wird kein guter Mensch gewesen sein, wenn er seine Tochter zum Sex gezwungen hatte.

Ich konnte nicht reagieren. Auch wenn mein Körper mitgespielt hätte, wollte ich mich am liebsten in eine Ecke liegen und nichts mehr sehen und hören. Allerdings verflog mein Selbstmitleid mit einem Schlag, als ich Carls nächste Worte hörte.

Er hob die Kanone und drückte sie mir in die Rippen. »Und nun werde ich mich abschließend um dich kümmern, mein kleiner Lieblingsneffe.«

Was hatte er vor? Wollte Carl mich töten? Die Todesangst in mir verlieh mir neue Kräfte. Meine Lippen zitterten, aber das erste deutliche Wort drang aus meinem Rachen. »Carl ...«

»Oh, hey, da ist er ja wieder«, rief er begeistert aus und hob seinen Kopf. »Normalerweise wirkt das Zeug über eine Stunde. Hab wohl ein paar Tropfen zu wenig in das Glas gegeben. War ja auch etwas in Eile.«

»Carl, ich ...«

»Was denn, Kleiner? Sprich dich ruhig aus.« Sein Spott rief Zorn in mir hervor.

»... wollte doch nur meinen ...«

»Daddy sehen? Es zerreißt mir das Herz, Junge.« Er legte die Waffe in der Hand auf seine linke Brusthälfte. »Unser Vater wäre stolz auf dich gewesen, dass du extra ... woher bist du eigentlich? Du wohnst doch nicht mehr in Fishkill.«

»New ...«

»New York?« Carl schürzte die Lippen und meinte verzückt: »Schöne Stadt. War noch niemals dort, aber man hört ja so Einiges. Vielleicht komme ich dich mal besuchen. Zu Weihnachten vielleicht? Wir sind ja immerhin miteinander verwandt.«

»Carl ...«, ich wollte mit ihm reden. Ihn davon überzeugen, mich gehen zu lassen. Die Waffe beiseite zu legen.

Jedoch sprang er auf. »So, jetzt aber Schluss mit lustig.« Er zog an der Waffe an einem Hebel und kippte die Patronentrommel zur Seite. Er rüttelte kurz und ließ fünf Kugeln auf den Teppich fallen. »Eine Kugel«, sagte er. »Eine faire Chance. Fünf Kammern sind leer.« Mit einem Schwung drückte er die Trommel in die Waffe und drehte daran.

Sofort begriff ich, was er nun vorhatte. »Russisches Roulette? Nein!« Ich versuchte mich zu winden. Doch hatte ich noch nicht genügend Kraft in der Muskulatur. Ich kam nicht von der Stelle.

Mit gespreizten Beinen stand Carl über mir. »Du hast mich einige Jahre meines Lebens gekostet, Steve. Deine Mutter hat niemals begriffen, dass du nichts weiter als ein Produkt von Dad bist. Sie wollte dich erziehen, mehr aus dir machen. Jedoch war die Welt so schlecht zu ihr. Du und deine Schwester - ihr habt mir die Hölle auf Erden bereitet. Dann hat sie es ja zum Glück begriffen und hat sich verabschiedet. Du wolltest dich an mir rächen? Die Rache ist ganz auf meiner Seite.« Er drückte den Lauf auf meine Stirn. Sein Grinsen durchdrang mich. Die Boshaftigkeit in ihm kehrte sich nach außen. »Fünf leere Kammern, Steve. Eine faire Chance.«

Meine Augen wanderten hin und her, ich wollte einen Gedanken fassen, der würdig war, mein letzter zu sein. Da klickte es schon.

»Oh, du hattest wohl Glück.« Es bereitete ihm größtes Vergnügen, mich zu quälen. Dann drehte er wieder mit Schwung an der Trommel. »Zweiter Versuch.«

»Nein ...«, wollte ich schreien, doch nur ein Krächzen kroch aus meiner Kehle.

»Doch, doch«, meinte Carl. »Hast du Angst? Das ist ja auch der Sinn der Sache.«

»Nein ...«

Dann drückte er mir wieder den Lauf auf die Stirn. Mit Gewalt presste er die Waffe auf meinen Kopf und zischte verbissen: »Schon als Kind habe ich dich gehasst. Daddy hat sich so sehr einen weiteren Jungen gewünscht. Aber wieso? Er hatte doch schon mich. Wie heißt es doch so schön: Es kann nur einen geben!«

»Claire«, dachte ich. Ich wollte so gerne bei ihr sein. Niemals sollte sie mich so sehen. Warum bin ich nur von ihrer Seite gewichen? »Claire.«

Klick! »Aha, der Kleine ist ein Glücksschwein!« Dann brüllte er mich an. »Hast du Angst, du kleiner Scheißer? Na? Was ist los? Du wolltest dich doch damals auch verpissen. Willst du nicht deine Mum und deine Schwester sehen? Vielleicht triffst du ja dann doch auf deinen richtigen Dad.« Er drehte die Trommel, setzte auf mich an. Klick! »Na, immer noch Angst?«, schrie er. Dann drehte er wieder an der Waffe und legte die Kanone an den eigenen Kopf. »Was ist schon Angst?« Klick! Klick! »Nichts!«

Der Irrsinn in ihm war nicht zu stoppen. Was trieb er für ein Spiel? War überhaupt noch eine Kugel in der Trommel?

»Ein letztes Mal«, kündigte er an und wurde ruhiger. Er drehte, legte die Waffe sanft auf meine Stirn, wartete, sah mir in die Augen und betätigte den Abzug. Klick!

Ich atmete auf. Es musste tatsächlich nur ein makaberer Spiel gewesen sein. Er würde doch niemals die Waffe auf sich selbst richten und auch noch zweimal abdrücken, wenn ...! Doch dann drückte er die Kanone in die Polsterung seines Sessels und drückte abermals ab. Klick! Klick! Dann löste sich ein Schuss. Ohrenbetäubend, trotz der schalldämpfenden Polsterung.

Er lachte auf. »Oh, da ist wohl ein Loch im Stuhl!«

Das Läuten an der Tür machte Carl nicht nervös. Scheinbar dachte er, dass ein gedämpfter Schuss bei niemandem in diesem

Haus für größeres Aufsehen sorgte. Es musste einen anderen Grund haben, dass jemand vor der Tür stand.

»Entschuldige, ich bekomme Besuch«, meinte er, steckte die Kanone in den Gürtel seiner Hose und verließ humpelnd den Raum.

Die Todesangst stand mir noch im Gesicht. Mein Herz schlug wild. Ich wollte weg, doch war ich dazu noch nicht fähig. Meine Beine konnte ich bewegen, aber nur sehr schwach.

»Wieso sollte ich das tun?«, hörte ich Carl ungehalten sagen, der im Flur an der Tür stand.

»Weil er dir nichts getan hat«, sagte eine alte, weibliche Stimme, die ich noch nicht identifizieren konnte.

»Er wollte mich verarschen. Der hat seine Strafe verdient«, behauptete Carl Jangles dann.

Doch die Frau war da anderer Meinung. »Er hat seine Lektion bereits gelernt. Lass ihn bitte gehen, du bist kein Verbrecher.«

In diesem Moment wusste ich, wer da vor dem Apartment auf dem Flur stand. Mrs. Crossfield versuchte, Carl zu überzeugen. Ausgerechnet Mrs. Crossfield, die auf mich eingeschlagen und mich verhöhnt hatte. Scheinbar trug sie doch etwas Gutes in sich.

Mit größter Kraftanstrengung rappelte ich mich im Wohnzimmer auf und kam zunächst auf die Knie. Die beiden diskutierten weiter und beachteten mich nicht. Das Betäubungsmittel verlor seine Wirkung, und ich wurde wieder Herr meines Körpers - sehr langsam. Zwar beherrschte Schmerz nun meine Gefühlslage, aber dies ignorierte ich, so gut ich konnte.

»Ich hab mich auch schon in ihm geirrt. Lass ihn gehen!« Die Worte der Alten zeigten seine Wirkung. Carl musste verrückt gewesen sein, aber als Verbrecher zu gelten, ging ihm offenbar nahe. Das wollte er nicht, auch wenn er das Risiko ungehemmt einging.

Carl Jangles betrat das Wohnzimmer und sah zu mir hinunter. Sein konzentrierter Hass traf mich. Dieser Blick absorbierte alles Gute, was ein Mensch übrig haben konnte. »Hau ab!«, sagte er dann und fügte hinzu. »Hau ab und komm niemals wieder. Sollte

ich dich noch einmal sehen, hier oder anderswo, werde ich dich umbringen.«

»Ich denke, du bist kein Verbrecher«, erwiderte ich noch.

»Vorsicht, das kann alles noch werden.«

Die Chance nutzend schlurfte ich mit behäbigen Schritten an ihm vorüber. Mrs. Crossfield war schon gar nicht mehr zu sehen und wahrscheinlich in ihrem Apartment im fünften Stockwerk verschwunden. Der Weg zum Fahrstuhl, aus dem Gebäude, vorbei an der Wiese und hinunter zu meinem Wagen dauerte sehr lange. Wenige Minuten hätte ich benötigt, aber nun dauerte es dreimal so lange. Ein Schritt vor den nächsten. Yard um Yard kämpfte ich mich vorwärts. Mit jeder Bewegung spürte ich Besserung. Offenbar spülte mein Kreislauf das Gift aus mir heraus. Niemand störte sich an meinem Anblick. Keiner Menschenseele bin ich an diesem Abend noch begegnet. Complex West kam mir vor, als wäre es tot - auch wenn Dutzende Menschen darin lebten.

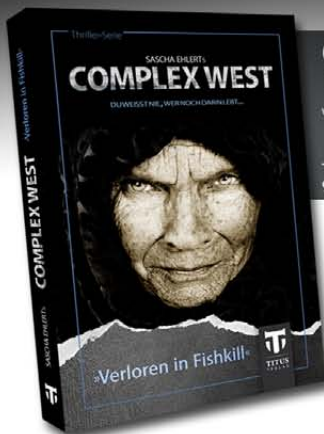
In meinem Wagen lag ich noch fast eineinhalb Stunden, ehe ich es wagte, die Fahrt anzutreten. Mein Körper hatte seine volle Funktionalität noch nicht erreicht, aber ich musste fort. Fort von diesem Ort, dieser Stadt. Ich konnte mir nicht mehr vorstellen, weswegen Complex West in mir eine Sehnsucht ausgelöst hatte. Mir wurde klar, woher ich kam, wer meine Eltern waren, und ich wünschte, ich hätte es nicht erfahren. Ich wünschte, ich wäre in New York geblieben und hätte niemals den Weg zurück nach Fishkill gesucht. In mir kam Dankbarkeit gegenüber Cliffart auf. Aufgrund seiner Lüge hatte er mir das Leben gerettet. Ich vermisste Claire.

Was für ein Geheimnis dieses Gebäude in sich trug, konnte ich nicht erfassen. Da war eindeutig mehr, aber gerade jetzt wollte ich es nicht wissen. Alles, was ich wusste, war genug für den Moment. Genug für eine lange Zeit, um nicht in den Wahnsinn getrieben zu werden. Was Complex West ausmachte, welche Menschen es in seiner langjährigen Geschichte beherbergt hatte, sollte sich nicht in mein Bewusstsein drängen. Ich baute mir einen inneren Betonklotz, um mich vor all dem zu schützen.

SASCHA EHLERTs

# COMPLEX WEST

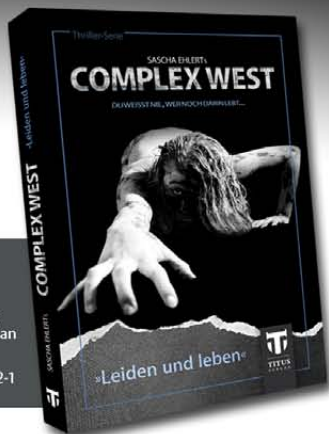
DU WEISST NIE, WER NOCH DARIN LEBT...



## Complex West *Verloren in Fishkill*

von Sascha Ehlert, Lily Konrad  
Tanja Nasir, Stefan Link,  
Manuel Negwer

Taschenbuch | 267 Seiten  
9,90 € | ISBN 978-3-944935-01-0



## Complex West *Leiden und leben*

von Emily Cole, Kim Andrews  
Lily Konrad, John Osterman

Taschenbuch | 237 Seiten  
9,90 € | ISBN 978-3-944935-62-1

Die Thriller-Serie ist erhältlich als  
Taschenbücher, Hörbücher und E-Books!

[www.complexwest.de](http://www.complexwest.de)




Thriller-Serie

# COMPLEX WEST

DU WEISST NIE, WER NOCH DARIN LEBT...

»Mein Name ist Samuel Gillager.  
Ich habe schon alles gesehen  
und musste viel ertragen. In  
Complex West bin ich zuhause.«

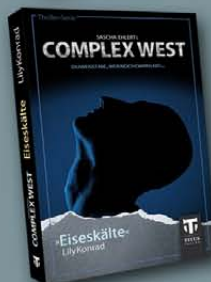
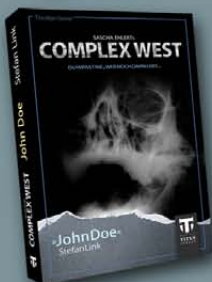
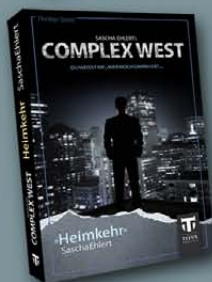
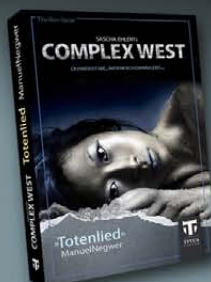


Thriller-Serie

SASCHA EHLERT'S

# COMPLEX WEST

DU WEISST NIE, WER NOCH DARIN LEBT...



Die *Thriller-Serie*.  
Erhältlich ab 2015!  
[www.complexwest.de](http://www.complexwest.de) | [www.titus-verlag.de](http://www.titus-verlag.de)

  
TITUS  
VERLAG





SASCHA EHLERTs

# COMPLEX WEST

DU WEISST NIE, WER NOCH DARIN LEBT...

SASCHA EHLERT LILY KONRAD STEFAN LINK EMILY COLE TANJA NASIR  
MANUEL NEGWER KIM ANDREWS JOHN OSTERMAN

TITUS VERLAG PRÄSENTIERT

EINE TITUS PRODUKTION "COMPLEX WEST" IN ZUSAMMENARBEIT MIT SASCHA EHLERT JOSE ANTONIO MARTIN VILCHEZ LILY KONRAD STEFAN LINK  
EMILY COLE TANJA NASIR MANUEL NEGWER TRAILER TUNDH MOVIES HORBUCH-INTRO DIRK HARDEGEN LEKTORAT SABINE GINSTER  
NICOLE VOLKMANN HORBUCH-SOUND-DESIGN DIRK HARDEGEN REGIE SASCHA EHLERT WWW.COMPLEXWESTDE TITUS VERLAG